Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Erheiterung und Belehrung.

2 Band. Philadelphia, Avril 1846. 4. Heft.

Der Fürstenblick.

Von Heinrich Zschokke.

Der Hof.

Bekanntlich übernahm Herzog Wilhelm nach dem Tode seines Vaters die Regierung in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren. Wenige Fürsten seiner Zeit hatten so viel Wissenschaft, man möchte beinahe sagen, Gelehrsamkeit als er; wenige hatten so große Reisen durch Europa gethan, als er, nicht von Hof zu Hof, um sich zu vergnügen, sondern des vollen Ernstes, sich für den künftigen Beruf zu bilden. Er lebte einfacher, als ein wohlhabender Bürger, ohne deswegen zu geizen. Für sich brauchte er wenig; alles zum Besten der Wissenschaften oder hilfsbedürftiger Personen. Eben so einfach, wie er selbst war, ließ er seinen Neffen erziehen. Seine Gemahlin war ihm früh verstorben; er wollte sich, des Hausfriedens willen, zu keiner zweiten Heirath entschließen. Für den jungen Sohn seines Bruders hielt er, außer Oberhofmeister und Lehrer, einen Kammerdiener; für sich selbst nicht mehr, als 1 Kammerdiener, 1 Koch, einen Sekretär. Den Neffen oder Erbprinzen liebte er nicht; man könnte behaupten, er haßte ihn. Warum? ist unbekannt. Regenten lieben ihre Thronfolger selten herzlich, weil sie in denselben meistens ungeduldig hoffende Erben und Zerstörer der bisherigen Schöpfungen erblicken.

Der alte Herzog war ein gestrenger, eigenwilliger, übrigens um sich her Pracht und Ordnung liebender Herr. In seinem Hause, wie im ganzen Staate, ging Alles nach hergebrachter Uebung, wie ein Uhrwerk. Niemand durfte sich unterstehen, mehr zu leisten, als vorgeschrieben war, Niemand weniger. Der Herzog selbst sah alle Begehren durch, wollte in Alles Einsicht haben, mengte sich in alle Kleinigkeiten, und verlor darüber die Uebersicht des Ganzen, wie immer der Fall ist. Noth und Verdruß, Elend und Druck war daher in allen Winkeln des Landes, obwohl alle Unterbehörden monatlich Tabellen über Tabellen schrieben, aus welchen die Oberbehörden wieder Tabellen zogen, von denen regelmäßig dem durchlauchten Regenten wieder eine General-Tabelle vorgelegt ward. Er meinte, wenn er seine Tabelle übersah, den augenblicklichen Zustand seines gesamten Herzogthums zu übersehen. Der gute Mann! er sah Namen, Zahlen und unterthänigste Anmerkungen. Er bildete sich etwas darauf ein, seine ganze Staatsverwaltung in eine Maschine verwandelt zu haben. Er pries selbst den einfachen Mechanismus derselben, und hörte nebenbei nicht ungern, wenn man zu verstehen gab: aber es gehöre auch ungewöhnliche Geistesgröße dazu, wie die seinige, solche Maschine zu handhaben. Nur spürte er nicht, daß seine mechanisirte Staatseinrichtung eben darum die herz- und geistloseste aller Einrichtungen ward; daß sein Volk im uralten Stande der Niedrigkeit blieb, während die benachbarten kräftig fortschritten in Bildung, Gesittung, Wohlstand und Nationalkraft; daß es mit seiner Akademie der Wissenschaften so we-

nig, als mit den Fabriken seines Landes vorwärts wollte.

„Woran liegt denn das? ich lasse mir's doch Geld genug kosten!" fragte einst der alte Herzog in öffentlicher Versammlung seine Hofleute. Von Mund zu Mund lief die Wiederholung der Frage, aber keiner unterwand sich, die landesväterliche Anfrage allerunterthänigst zu beantworten.

Da trat der Freiherr von Leinau hervor, ein junger, vielseitig gebildeter Mann, der erst vor wenigen Tagen zum Geheimraths-Sekretär ernannt worden war. Der gute Baron bildete sich vermuthlich ein, hier sei der beste Anlaß, sowohl seine Dankbarkeit gegen den Herzog, als den Beweis seiner Ehrfurcht auszudrücken, und sagte:

„Ew. Durchlaucht, nur mehr Luft, mehr Freiheit von oben, und mehr lebendige That, statt Papier, von unten. Auch Armeen sind Maschinen; aber die trefflichste auf dem Exerzierplatz muß auf dem Schlachtfelde scheitern, wenn sie einer begegnet, in welcher irgend ein großer Gedanke das Gemüth aller Einzelnen begeistert."

Da schüttelte ein in Ruhe gesetzter Feldmarschall sein greises Haupt, beugte es tief gegen den Herzog und sprach: „Der Staat, wie das Heer, beide können, sollen, müssen nichts als willenlose, todte Maschinen sein. Jenen belebt der Geist des Regenten, dieses der Gedanke des Feldherrn. So, indem jener seine Millionen Hilfsmittel auf ein einziges Ziel lenkt, wird er allmächtig; so der Feldherr unbezwingbar, wenn seinen Absichten hunderttausend Arme zu Gebote stehen. Er ist allein Seele, das Heer aber seiner Seele Körper."

Der Baron von Leinau erwiederte schüchtern: „Eben darin scheint mir ein großer Fehler zu liegen, welcher der Staaten und der Armeen Unglück werden muß, daß man Menschen für gedankenlose Gliederpuppen hält, und weniger Geist und Herz, als Arme und Beine in Anspruch nimmt. Ein Heer, von einer großen Idee beseelt, wird, wäre es auch geschlagen und zerstückelt, wie eine lernäische Schlange in allen einzelnen Stücken leben, und neue Köpfe, statt er abgeschlagenen, bekommen, und furchtbar bleiben; eine todte Heermaschine wird im Gegentheil — —"

„Schweig Er still, Naseweis?" donnerte der alte Herzog: „und hofmeistere Er keinen Feldmarschall, Er, der kaum noch eine Feder schneiden kann!"

Der Baron von Leinau ward vor Scham feuerroth — bald vor Zorn, als der Herzog mit der Hand gegen die Thür winkte. Er verneigte sich mit funkelnden Augen, und ging.

Der Herzog warf ihm einen Blick der Verachtung und des Unwillens nach. Der Hof bemerkte diesen Blick, und Jeder ahmte ihn unwillkürlich nach. Der Feldmarschall sprach nun von der Freiheit gewisser junger Leute, die sich selbst noch nicht regieren können, und dem weisesten und geliebtesten aller lebenden Regenten (er blickte ehrfurchtsvoll auf den Herzog) Rath des Bessern ertheilen wollen. Dann sprach der Kanzler, welcher ohnehin gern einen seiner Neffen an Leinau's Platz gesehen hätte, und erwähnte beiläufig dieses Neffen, indem er sagte: nicht alle jungen Leute wären so unbeschreiblich altklug. Dann sprach der Hofmarschall, der eine etwas häßliche Tochter hatte, gegen die der Baron Leinau sehr gleichgültig gewesen. Und so sprach Jeder.

Folgendes Tages empfing der Herr Baron die allergnädigste Weisung, er möge noch einige Jahre auf Reisen gehen, und Federn schneiden lernen, dann sich wieder zu einer Sekretairsstelle melden.

Reisen und Bekanntschaften.

Herr von Leinau schlug sich zornig und züchtigend vor den Kopf, denn er fühlte, daß er Unrecht gehabt; nicht in der Sache, sondern in der Form. Man hat niemals das Recht, unklug zu sein. „Alter Narr, wirst du denn in deinem Leben nicht witzig? willst du dir immer selbst im Wege stehen?" — So rief er beim Einpacken und Thränen traten ihm in die Augen. Wir müssen übrigens doch bei dieser Gelegenheit anmerken, daß der vermeinte alte Narr vierundzwanzig Jahre zählte; es gibt freilich noch ältere Thoren, aber das entschuldigt die jüngeren nicht.

Er ging also auf Reisen, um Federn schneiden zu lernen, oder dergleichen. Er hatte keine

Aeltern mehr, aber Vermögen genug, darum war er Freiherr im vollen Sinne des Worts.

So kam er nach der Schweiz; die Berge zogen ihn durch Majestät an, die bunt aus mancherlei Rechtsamen geschnörkelten Verfassungen und die kleinlichen Menschen stießen ihn ab. Er kam nach Paris,—das Land hatte noch keinen Napoleon gesehen—man künstelte an den Finanzen; Wollust, Armuth und Noth links und rechts. Er kam nach London. Da gefiel ihm der freie Geist der Einrichtungen; er blieb hier geraume Zeit.

Eines Tages, wie er durch die Straßen ging, hörte er seitwärts, im Gewölbe eines Bücherhändlers, lebhaften Wortwechsel. Er wandte kaum das Gesicht dahin, als er einen deutschen Landsmann erkannte, mit dem er zuweilen in öffentlichen Häusern zusammengetroffen war. Dieser hatte mit dem Buchhändler Zwist, und von Leinau hatte immer an dem Deutschen, so oft er ihm begegnet war, einiges Wohlgefallen gehabt. Er hieß Graf von Streitenberg, ein junger, sehr gebildeter Mann, bescheiden, gutmüthig, von den edelsten Grundsätzen.

Der Graf, als er den Baron erblickte, winkte ihm, dieser trat gern herzu.

„Ich bin in verdrießlicher Verlegenheit," sagte der Graf auf deutsch, indem er auf den Kaufmann zeigte, „dem Manne da hab' ich eine prächtige Sammlung von Landkarten, Kupferstichen, Handzeichnungen und seltenen Büchern abgekauft –ich kann wohl sagen, um ein Spottgeld. Das geschah vor zwei Monaten. Der Vertrag war schriftlich gemacht, denn ich wartete auf Wechsel, und die Wechsel sollten mir schon vor vierzehn Tagen eingegangen sein. Denken Sie sich nun den Streich. Mein Oheim schreibt mir heut', ich solle auf der Stelle nach Deutschland zurück, in Amsterdam eine Anweisung von ungefähr hundert Louisd'or finden, um die Reise nach Hause zu bestreiten, und nach London sende er mir keinen Kreuzer. Nun bin ich dem Manne hier dreihundert Louisd'or schuldig; den Kauf will er nicht zurückgeben lassen. Er droht mit den Gesetzen. Ich habe kaum zwanzig Louisd'or Baarschaft, um mit meinem Bedienten die Reise nach Amsterdam zu machen.—Wissen Sie mir Hilfe?"

Der Baron besann sich einen Augenblick.

Der Graf sagte: „Sind Sie bei Kasse, so kaufen Sie die Sammlung für mich—denn ungern verlier' ich sie. Sobald ich zurück bin, schick' ich Ihnen das Geld in Wechseln."

Der Baron nickte mit dem Kopfe nachdenkend. „Wo sind Sie eigentlich zu Hause, Herr Graf?"

Der Graf antwortete etwas verlegen, und nannte die Residenz, aus welcher der Baron verwiesen war, um Federn schneiden zu lernen.

Der Baron sah ihm scharf in's Auge, schüttelte den Kopf und sagte: „Zwar, seit ich von Universitäten gekommen bin, lebt' ich da nur ein halbes Jahr, aber die Stadt ist so groß nicht. Ich habe dort nie von einer gräflichen Familie Streitenberg gehört."

Der vorgebliche Graf ward blutroth. — „Aber wollen Sie mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich Ihnen die dreihundert Louisd'or gleich nach meiner Heimkunft zurückzahle, wohin Sie wollen?" fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

„Warum das nicht?" erwiederte der Baron: „Ich strecke Ihnen das Geld vor—ich bin eben über so viel Herr — doch unter einer einzigen Bedingung."

„Unter jeder!" rief der Graf: „ich will es Ihnen schriftlich geben. Sie haben Recht, etwas mißtrauisch zu sein, da ich — —"

„Nicht im geringsten, Herr Graf. Gerade Ihr offenes Gesicht gibt mir das vollste Vertrauen. Wahrhaftig, ich möchte wissen, ob solch' ein Gesicht täuschen könnte. Lassen wir's darauf ankommen. Also die Bedingung . . ."

„Nein, lieber Baron. Sie denken zu edelmüthig. Sie haben Ursache, argwöhnisch zu sein, da Sie von mir schon eine Unwahrheit hörten. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich aus der Residenz bin; und darin haben Sie Recht, es gibt dort keinen Grafen Streitenberg. Ich will Ihnen aber sagen, wer ich eigentlich bin . . ."

„Nichts, nichts, Herr Graf!" fiel ihm der Baron in's Wort: „Ohne Umstände, wollen Sie die Bedingung eingehen, unter welcher ich Ihnen das Geld leihe?"

„Jede, Herr Baron. Hier meine Hand darauf."

„Gut: so verlange ich, daß Sie das Geld dem Verwalter meiner Güter zurückzahlen, wenn Sie bei Ihren Aeltern angekommen sind. Ich werde Ihnen seine Adresse geben. Zweitens aber, daß Sie mir weder heut' noch morgen, noch jemals sagen, und auch meinem Verwalter nicht schreiben, weder wie Sie heißen, noch wo Sie eigentlich wohnen.—Sie haben mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand gegeben." Bei diesen Worten zog der Baron seine Brieftasche, gab dem Grafen eine Banknote und sagte: „Die Note ist zwar etwas mehr werth, als Sie gebrauchen, aber das schadet weder Ihnen noch mir."

Der Graf fiel dem Baron um den Hals, drückte ihn heftig an sich, wandte sich dann plötzlich, noch mit nassen Augen, zum Buchhändler und zahlte. Während der Buchhändler Geld wechselte, sagte der Graf zum Baron, indem er ihm herzlich die Hand drückte: „Wir müssen uns, ehe ich England verlasse, beide näher kennen lernen. Kommen Sie jetzt in mein Hotel. Speisen wir miteinander. Ein Glas Champagner schmelzt vielleicht ihre Härte, und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen sage, wem Sie eigentlich aus einer verzweifelten Lage geholfen haben. Wollen Sie?"

„Warum nicht. Aber sind Sie zu Fuß, Herr Graf?"

„Ja."

„Ich ebenfalls. Erlauben Sie, ich rufe eine Lohnkutsche vor's Haus."

Der Baron von Leinau ging fort, und kam—nicht wieder. Der Graf wartete zwei Stunden vergebens. Er ließ die Kisten mit den erkauften Sammlungen aus dem Gewölbe schaffen, zu sich in's Hotel. Folgendes Morgens kam ein Briefchen vom Baron, worin sich dieser entschuldigte, ihn nicht vom Buchhändler abgeholt zu haben; er habe es in der Zerstreuung vergessen, da er eben mit seiner Abreise nach Rußland beschäftigt gewesen. Er schrieb ihm die Addresse seines Verwalters und ein kurzes Lebewohl, indem er noch den gleichen Morgen London verlasse.

Der Graf war zwar etwas empfindlich, daß ihm der Baron Gelegenheit versagte, dankbare Empfindungen zu äußern, oder nähere Bekanntschaft zu machen—„aber," rief er freudig, „Baron Leinau, Freundschaft ist gemacht! Du bist ein hochherziger Mensch, ein ächter Deutscher! Solcher schönen Züge des Gemüths ist der Britte nicht allein fähig. Und der Britte hat am Ende nur Stolz, aber der Deutsche Adel.—Das ist der Nationalunterschied. Daher mag der Engländer gern andere Völker neben dem seinigen verachten, und der Deutsche das Verdienst in jedem ehren.

Der Graf legte Leinau's Brief zu seinen Kostbarkeiten, „denn der Mann ist mein Freund!" rief er immer. Dann ging er fort, und forschte so lange, bis er Leinau's Wohnung glücklich ausgekundschaftet hatte; er hoffte noch, ihn zu finden. Allein er irrte sich und ging vergebens.

Abermals ein Fürstenblick.

Leinau war am gleichen Tage, da er dem Grafen geschrieben, von London abgereiset und nach Kopenhagen gesegelt, von da über Stockholm nach Petersburg. In Petersburg hatte er das Glück, am Hofe Empfehlung zu finden. Katharina die Große, der er vorgestellt ward, behandelte ihn mit Auszeichnung; Leinau selbst begriff nicht, wie er zu der Ehre kam? „Lieber Himmel," sagte sein Freund lachend, der ihn vorgestellt hatte, „die Kaiserin ist eine Frau und Sie sind ein bildschöner Jüngling. Sie wünschen in russische Kriegsdienste zu treten. Zweifeln Sie gar nicht, Ihr Wunsch ist erfüllt. Auch bei den vortrefflichsten Fürsten spielt das Menschliche die Hauptrolle, ohne daß sie es wissen oder glauben. Es ist schon mancher verdienstreiche Offizier abgewiesen worden. Dem jungen, hübschen Baron hilft die Natur."

„Sie glauben also, die Kaiserin werde mir eine Compagnie geben?"

„Gewiß, lieber Baron, und ich wette, Sie erhalten mehr, als Sie wollten. Ich sah den Blick, welchen die Kaiserin auf Sie senkte, als sie noch einmal nach Ihnen zurück sah. Graf Rasumovsky sah diesen Blick, die Fürstin Daschkow auch, endlich sogar auch Potemkin. Nun sprach Alles mit Entzücken von Ihnen. Potemkin erwies mir die Ehre, sich bei mir nach Ihnen zu erkundigen. Er sagte manches zu Ihrem Lobe. Ich weiß ferner, die Kaiserin nannte

dem Fürsten Potemkin Ihren Namen. Seien Sie unbekümmert, Ihr Glück ist gemacht."

Wirklich ward der Baron nach einigen Tagen zum Fürsten Potemkin gerufen. Dieser überraschte ihn schmeichelhaft mit dem Brevet eines Oberstlieutenants bei einem der neu errichteten Cavallerie-Regimenter. Der junge Oberstlieutenant in neuer Uniform hatte nachher die allerhöchste Gnade erhalten, seiner erhabenen Gönnerin dankbar die Hand küssen zu dürfen. Darauf schickte ihn Potemkin mit größter Eile zum Regiment. Er folgte mit diesem den Fahnen Romanzow's und Repnin's in die Moldau und gegen Oczakow; er war beim Sturm auf diese Festung zugegen, wo die Grausamkeit der Russen sein Herz empörte, und zwar in solchem Grade, daß er im Begriffe war, seine Entlassung zu fordern. Allein daraus ward nichts. Denn die Kaiserin belohnte ihn wegen der bei Oczakow bewiesenen Tapferkeit mit Obersten-rang. „Wahrhaftig," schrieb der neue Oberst an seinen Freund in Petersburg, „meine Beförderung muß wohl noch Nachfrucht eines ersten sonnenvollen Fürstenblicks sein, denn ich habe bei Oczakow wenig Tapferkeit beweisen können. Ich stand mit einem Regiment als müßiger Zuschauer vor der Festung, im Fall die Stürmenden weichen würden, sie wieder gegen die Mauern anzutreiben. Ich preise den Himmel, daß dies nicht nöthig ward."

Oberst Leinan erhielt ein Regiment bei der russischen Armee in Finnland gegen die Schweden. Hier schlug er sich beinahe ein Jahr lang herum, dann kam der Friede im Lager bei Werelä zu Stande.

Während dieser Zeit hatte der Baron Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen jeder Art zu machen, auch zuweilen an dem sogenannten Grafen von Streitenburg denken, den er in London geholfen. — Denn dem Herrn Grafen war es nie eingefallen, von der Addresse des Verwalters Gebrauch zu machen. Daß der Brief in die Hände des Grafen gekommen, davon hatte Leinau Gewißheit; der Ueberbringer machte damals von der treuen Ueberantwortung genaue Meldung. Eigentlich schmerzten ihn die drei- bis vierhundert Louisd'or nicht, die er verloren, als vielmehr, daß es Menschen geben könne, deren Gesicht so fürchterlich schön luge; Menschen, die ehr- und gefühllos genug wären, daß das rührendste Vertrauen auf ihre Ehre sie nicht bände.

Inzwischen konnt' er im Herzen doch niemals dem Grafen übel wollen, ihn sogar nicht einmal vergessen. Der Mann hatte für ihn etwas unerklärlich Anziehendes gehabt. Und so oft er an ihn dachte, übernahm er wider sich selber dessen Vertheidigung. Zuletzt ward die Vertheidigung sogar Lobrede. Der Graf konnte verarmt, verunglückt oder gar verstorben sein. Ohnehin fühlte sich der Oberst reich genug. Gern würde er noch einmal so viel Geld geopfert haben, hätt' er des Grafen Schicksal erfahren können.

Schon, als er Oberst geworden, machte er den Plan, da sich ein Kaufmann zu seinen Gütern in der Heimath fand, diese loszuschlagen, das russische Reich zu seinem Vaterlande zu wählen, und sich darin anzukaufen. Denn in sein deutsches Vaterland zurückzugehen, hatte er keine gar heftige Neigung. „Wer weiß, wenn du zurück kämst, ob dich dein gnädiger Landesvater nicht noch einmal auf Reisen zu schicken geruhte, um Federn schneiden zu lernen," — dachte er, und gab Vollmacht, das väterliche Gut zu verkaufen. Dies geschah, und man verkaufte Alles bis auf einen Meierhof, auf welchem der alte treue Verwalter selbst wohnte. So lange dieser lebte, wollte ihn der Baron nicht davon verdrängen.

Durch Zufall machte der Oberst die Bekanntschaft eines polnischen Starosten. Dieser, in Geldnoth, bot ihm beträchtliche und einträgliche Besitzungen in Polen um so billigen Preis, daß er, nachdem er die Besitzungen zu besichtigen Urlaub erhalten, und sich von ihrem hohen Werth überzeugt hatte, ohne anders den Handel einging. Er glaubte seine Sache sehr gut gestellt zu haben, und nun einer der reichsten Edelleute zu sein. Jedermann wünschte ihm Glück. Er beschloß, auf seinem polnischen Tusculanum einer ächt philosophischen Ruhe zu genießen; nahm Entlassung aus russischen Diensten; kaufte Ackergeräthe, physikalische Instrumente, Bibliotheken zusammen; sammelte sich eine Kolonie deutscher Handwerker, Künstler und Arbeiter; begab sich auf sein polnisches Schloß, und dachte, indem er die Verschönerung

seines Sitzes anfing, auch zuweilen an eine Braut, die er sich suchen müsse. Denn das dreißigste Jahr war nahe vor der Thür.

Bisher hatte ihn das Glück begünstigt.— Plötzlich stürmten die bösen Tage daher. Polen gerieth wegen seiner Reichstage und Konstitutionen in gewaltige Gährungen. Der Baron wollte sich zwar in die ihm fremden Händel nicht mischen, doch wenn er von seinen Nachbarn, den Starosten und Woiwoden, befragt ward, dachte er ehrlich genug, ihnen den Rath zu geben: „begnügt euch mit dem Schlechtesten, wenn es nur vaterländisch ist, aber hütet euch vor dem Einflusse auswärtiger Mächte. Ihr seid verloren, wenn ihr der Parthei-Ehre willen euch entzweit und schwächt, und euch durch Preußen oder Rußland aufrecht halten wollt."

Von der Zeit an galt der Baron, ohne es zu wissen, für einen Anhänger Kosciusko's und Feind der russischen Parthei. Er mengte sich freilich in nichts; gleichviel, man zählte ihn mit. Sein Name kam, wie mancher andere, auf Proskriptionslisten, die nach Petersburg gingen. Die Russen rückten mit überlegener Macht in Polen ein, siegten in der Urkaine und bei Dubienka. Die polnische Armee streifte durch die Güter des Obersten. Er selbst ward gezwungen, mitzugehen. Die Russen kamen, verheerten Lenau's Besitzungen; sogar das Schloß ging in Flammen auf. Suwarow und Igelström, nach der Niedermetzlung der Einwohner von Praga, waren die Leute nicht, die Lust hatten, einem russischen Obersten, der es mit Insurgenten gehalten, das Eigenthum zu schonen. — Er kam um Alles, und mußte froh sein, wie mancher geborne Pole, sein Leben durch Flucht nach Deutschland retten zu können.

Der gute Baron durfte von Glück reden, als er Dresden erreicht hatte, und sich erinnerte, daß er noch einen kleinen Meierhof besäße, wo er bei seinem alten, treuen Verwalter wohnen konnte. Der Verlust seiner Reichthümer kränkte ihn nicht; denn er war von jeher gewohnt, die wenigsten Bedürfnisse zu haben. Er meinte, er sei noch reich genug.

Die Tischgenossin.

Der alte Verwalter weinte aufrichtige Freudenthränen, als er seinen Herrn unverhofft wieder erblickte. Schon von Dresden aus hatte ihm dieser seine Ankunft gemeldet, doch mit Befehl, Keinem seine Rückkehr zu verrathen, indem er Gründe habe, so lange als möglich unbekannt, von der Neugierde ungefragt und ungeplagt, zu bleiben. Zum Theil war es Stolz oder Scham, was ihn zu diesem Wunsche brachte. Denn ob er gleich das Urtheil der großen Menge überhaupt verachtete, scheute er es doch, insofern es ihn berührte; nicht, weil es ihn betrübte oder freute, sondern weil er wußte, „die Welt," die sogenannte, werde an diesem Leitseil geführt, dem Einen zum Verderben, dem Andern zum Heil.

Doch hätte sich der Oberst nicht allzusehr ängstigen sollen. Denn es mußten wohl in der That wunderliche Zufälle zusammentreffen, um seine Anwesenheit im Vaterlande zu verrathen, wenn er selber keine Lust hatte, Lärmen zu schlagen. Der Meierhof lag an den äußersten südlichen Enden des Herzogthums, von der Landstraße weit abgelegen, noch weiter von der Residenz. Kein Reisender streifte da vorbei, kaum ein Handwerksbursch oder Deklamator.

Anfangs gefiel sich der Baron in seiner Zurückgezogenheit sehr wohl; nach und nach aber ward ihm das Schneckenleben langweilig. Er ließ sich aus dem nächsten Städtchen Lesereien bringen; damit ging es wieder eine Weile, aber am Ende kam er sich wie ein Gefangener oder Verbannter vor, und das war ihm die widerlichste aller Empfindungen. Von seinen alten Jugendfreunden lebte Niemand in der Nähe; im Grunde hatte er, ausgenommen einen Pfarrer, der am andern Ende des Herzogthums in einem Dorfe wohnte, keinen, nach welchem er sich besonders sehnte. Dieser Pfarrer war ehemals sein Hofmeister und Lehrer gewesen. Er beschloß, ihn aufzusuchen. Er füllte die Jagdtasche mit den nöthigsten Bedürfnissen, und an einem schönen Herbsttage, im schlichten Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehängt, wanderte er aus.

Er hatte bis zum Pfarrer Mauritius zwei Tagereisen. Sein erstes Nachtlager nahm er im Wirthshause eines unbedeutenden Städtchens, wo ihm inzwischen ein sehr bedeutendes Abenteuer begegnete. Auf sein Begehren, et-

was zu Nacht zu speisen, denn dem Mittagsessen war er mit weiser Sparsamkeit vorbeigegangen, sagte ihm die Wirthin, er könne in Gesellschaft eines jungen Fräuleins speisen, welches vor einer Stunde mit Vater und Kammermädchen angekommen sei. Ohne Zweifel wäre die Herrschaft aus der Residenz. Der gnädige Herr habe sich, weil er vom Kopfweh befallen worden, gleich nach seiner Ankunft zu Bette gelegt, und nur mit einer Tasse Thee vorlieb genommen.

Den Baron von Leinau interessirten diese Merkwürdigkeiten wenig; doch bekamen sie plötzlich höhern Werth, als die Tafel gedeckt war, und beim hellern Kerzenschimmer die schöne Tischgenossin hereintrat. Schön war sie, das ließ sich nicht läugnen; wenigstens konnte es der Baron nicht läugnen, dem zu Muthe ward, als säh' er eine Fee oder Botin des Himmels.

Seinem ehrfurchtsvollen Gruße ward mit stummer Verbeugung und zartem Erröthen geantwortet. Der Baron machte sich ein freudiges Geschäft, die holde Tischgenossin mit dem Besten zu bedienen. Das gab Gelegenheit und Muth erst zu einzelnen Silben, dann zu einzelnen verbindlichen Worten, dann zu Fragen, dann zu Versicherungen, und endlich war das Gespräch unter beiden eingeleitet, wie es unter Leuten von gutem Gewissen sein darf, doch sahen sie sich zuweilen sonderbar an, als hätten sie kein gutes Gewissen.

Das speisende Paar war den Wirthsleuten ohne Zweifel eine Erscheinung außerordentlicher Art, denn Wirth und Wirthin, Knechte, Mägde, selbst einige Bürger des Städtchens, standen stillschweigend im dunkeln Hintergrunde der Stube, und gafften die Gäste an. „Es sind Brautleute!" flüsterten die einen; „es sind Bruder und Schwester," die andern. Im Städtchen hatten die Weiber noch keinen schönern Mann gesehen, als den Baron, und die Männer noch kein schöneres Mädchen, als das Fräulein. Es war der Mühe werth, solch ein Paar zu sehen, zumal unentgeldlich.

Das Fräulein sprach von der Residenz. Der Baron ward nicht müde zu fragen. Es war ihm weniger um die Residenz zu thun, als um die Antworten voll reinen Urtheils, zarten Sinnes. Er hätte wohl die ganze Nacht fragen mögen, wenn sich das Fräulein nicht beurlaubt und entfernt hätte, um noch einmal den kopfwehkranken Vater zu sehen.

Der Baron trommelte sinnig mit der Gabel auf dem Teller, und hätte die ganze Nacht trommeln können, wenn nicht endlich der Wirth gefragt hätte, ob ihm gefällig sei, sein Bett zu sehen. Er ging. Wie er am Sitze des Fräuleins vorbei streifte, sah er ihren Handschuh am Boden liegen. Hastig nahm er das Kleinod zu sich; damit ließ sich beim Morgengruß wieder ein verbindliches Gespräch anknüpfen.

Er hatte nicht berechnet, daß er von der Tagreise müder als gewöhnlich sein würde, sonst würd' er sich beim Erwachen nicht gewundert haben, daß die Sonne mit vollen Strahlen an seinen Fenstern lag. Er sprang auf. Die Tischgenossin, der Handschuh, der Morgengruß waren seine ersten Gedanken. Er war voll Wonne, als ständ' ihm ein unendliches Glück vor. Die Kleidung ward diesmal mit höchster Sorgfalt angelegt, jedes Stäubchen vom Jagdkleide mit der in Gewohnheit verwandelten Ordnungssucht und Säuberlichkeit eines Kriegers verwischt, der die Pflichten des Garnisondienstes kennt. Zuweilen entschlüpfte bei dieser Arbeit wohl der tiefsten Tiefe seiner Brust ein Seufzer, wenn er an den Handschuh, an seine Uniform, an die polnischen Besitzungen, an sein jetziges philosophisches Loos dachte.

Indem — noch waren die Stiefel anzuziehen — hörte er sehr vernehmlich die Himmelsstimme der Tischgenossin, und zwar von der Straße herauf. Einen Reisewagen hatte er schon längst vorfahren und packen hören. Was mußte er sich da nicht in Gedanken zusammenstellen! — Er riß das Fenster auf. O weh! er sah die jugendliche Hebe, und zwar in dem entscheidenden Augenblicke, als sie den kleinen niedlichen Fuß auf den Wagentritt setzte, um hineinzusteigen, während der dicke Wirth, höflich die Baumwollenmütze unterm Arm, der Züchtigen nachhalf. — Und indem sie einstieg, blickte sie, noch vor ihrem Verschwinden, an's Haus herauf zum aufgerissenen Fenster, zum halb ohnmächtigen Oberst; ihre seelenvollen Augen schienen ihm mit bescheidenem Tone einen Morgengruß zu wünschen — dann verschwand sie.

Der Wirth schlug die Wagenthür zu; es klang dem armen Baron dumpf herauf, als schaufelte man die ersten Grabschollen auf den versenkten Sarg seiner Freuden.— Der Wagen rollte davon zum Thor hinaus.

Als nichts mehr zu sehen und zu hören war, zog der Oberst die glänzenden Stiefeln an, und—man muß immer auch den Geist bei solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen wissen – fluchte alle russischen Flüche, die er jemals in Moldau, Wallachei und Finnland gehört hatte. Warum er fluchte, wußte er in der That selbst nicht, aber es that seinem Herzen so wohl, als es irgend einem Heiligen wohl thut, wenn er segnet. Die Jadtasche stieß er mit dem Fuße weg, daß sie im halben Bogen, wie eine Bombe, gegen die Thüre flog, aber in der unglücklichsten Sekunde von der Welt, nämlich als der dicke Wirth ehrbarlich und harmlos mit dem Kaffee hereintrat und seinen schönsten guten Morgen offeriren wollte. Die Jagdtasche fiel dem entsetzten Wirth zuerst auf den Kopf, dann aufs Tassenbrett zwischen Kaffee- und Milchgeschirr, daß Alles zu Boden strömte. Der Wirth hätte dem zerschlagenen Frühstück bald nachsinken mögen, denn der siedend-heiße Levantetrank war ihm über das ganze Gesicht geflogen.

„Bäh!“ schrie der Wirth schmerzlich.

„Bäh!“ schrie der Oberst nach: „Ungeschickter! fahr' Er zum Teufel; wer heißt Ihn meine Jagdtasche salben?“

Der dicke Mann, der in der Bestürzung gar nicht zweifelte, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, hob die Scherben auf, bat um Verzeihung und zog ab. — Dieser Zufall ward für den Obersten die wohlthätigste Zerstreuung. Sein Zorn war verflogen. Sein Fluchen ging zum Lachen über. Er packte die Jagdtasche; —als er aber den Handschuh nahm, da zuckte er die Achseln und seufzte. Doch das Gut, welches er von der schönen Tischgenossin geerbt, wollt' er—wenigstens zum Andenken des Abenteuers—behalten.

Er nahm sein Frühstück in der Wirthsstube; er hoffte da Namen und Aufenthalt der abgereiseten Fremden zu erfahren. Allein er fragte vergebens, weil keine Seele die Fremden um ihre Namen befragt hatte. Mißmuthig zahlte er seine Schuld, wozu er auch Scherben und Entsetzen des guten Wirths rechnete, und zog von dannen in's Gebirg endlich.

Ein Jagdstück.

Je tiefer er in's Gebirge kam, je mehr heiterte sich sein Gemüth auf. Er dachte nun an seinen alten Lehrer, den Pfarrer Mauritius; zuweilen wohl auch an die liebenswürdige Tischgenossin. Er nahm sogar ihren Handschuh einmal aus der Tasche und betrachtete ihn recht aufmerksam. Aus dem Handschuh studierte er die Form des schönen Arms und der Hand und der Finger; zum Arm dachte er sich dann die Achsel, zur Achsel den schlanken Wuchs, und den Liebreiz aller Glieder und die stolze Majestät der Unschuld.

Er hatte in diesem Augenblicke wirklich nichts Besseres zu thun, als Betrachtungen anzustellen; denn sein Weg bot keine Mannigfaltigkeiten der Gegend dar. Es war auf einer Straße durch Waldung; links und rechts Holz und Berg. Indem fiel nahe vor ihm ein Schuß; die Kugel pfiff neben ihm weg. Der Oberst stand still. „Was giebts?“ rief er. Ein Fuchs sprang aus dem Dickicht über die Straße; bald darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsche und stieß ins Hifthorn. „Fehlgeschossen, Weidmann!“ rief der Oberst! „Bald hätt' es mich getroffen, statt des Fuchses.“

Der Weidmann wandte sich gegen den Oberst. „Wie!“ rief er: „Ist's denn möglich?“ Er trat langsam näher, zog den Hut, und fragte mit vielem Anstande: „Ich irre doch wohl nicht? Sie sind der Baron von Leinau?“

„Und Sie—wohl, ich erinnere mich Ihrer.— Wir haben uns irgendwo gesehen. Richtig! in London. Sie sind der Graf Streitenberg!“ sagte der Oberst.

„Braver Mann!“ rief der Graf, und umhalsete und küßte den Baron mit großer Innigkeit.

Jetzt gab's Frage über Frage und Freude über Freude. „Kommen Sie mit mir!“ sagte der Graf: „Nicht weit von hier steht ein weidmännisches Frühstück; kalter Braten, ein Glas Wein. Wir wollen theilen.“

Sie gingen. Das Frühstück fand sich unter einer alten Eiche, von einem jungen Jäger be-

bewacht. Der Graf gebot dem Jäger, mit den Hunden heim zu gehen und das Mittagessen auf die rechte Stunde zu bestellen, denn die Jagd sei zu Ende und der Fremde werde Gast sein.

Als der Jäger davon war, fiel der Graf dem Baron abermals um den Hals. „Baron," rief er, „ich kann meine Freude nicht ausdrücken. Wenn Sie nur wüßten, wie tausend- und tausendmal ich Sie zu mir gewünscht habe; wie lieb sie mir geworden sind. Jetzt, wohin wollen Sie, was haben Sie zu thun? Können Sie ein paar Tage bei mir wohnen? Wollen wir zusammen ziehen? Sind sie verheirathet? haben Sie Familie?"

Leinau, theils von des Grafen Innigkeit ergriffen, theils vom guten Weine lebhafter gestimmt, gestand nun ebenfalls, daß er seiner unzählige Male gedacht habe. Der Graf hörte dies mit Wohlgefallen. „Es ist wunderbare Sympathie zwischen uns. Ich liebte Sie, Baron, vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft in London. Und als Sie mir die Banknote damals gaben, und mich aus der allerärgsten Verlegenheit rissen, in die mich die Härte meines Oheims gestoßen hatte, — wahrhaftig, Baron, es hat nie ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe keinen Freund — mit aller Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen fand ich bis jetzt kein's — ich bitte Sie, Baron, können Sie mein Freund werden?"

Der Oberst nahm beide Hände des Grafen, und zog ihn an sich und küßte ihn schweigend.

„Ach, Baron, ich bin unglücklich, sehr unglücklich," fuhr der Graf, mit schmerzlichem Blick auf Leinau, fort: „sehr unglücklich! Es ist die Frage, ob Sie ...."

„Ob was?" rief Leinau mit schöner Heftigkeit, und der Gedanke an die unbezahlte Londoner Banknote flog ihm durch die Erinnerung: „Unglücklich? Gut! Unglücklich? Ich bin so unglücklich, wie Sie. So passen wir nur besser zusammen. Ich verlasse Sie nicht. Wir theilen mit einander Hab und Gut, wenn's sein muß. Nein, ich habe nicht vergebens tausendmal in meinem eigenen Herzen geschworen, ein edles Antlitz, wie das Ihrige, könne nicht lügen. Graf, wir sind Freunde auf ewig. Wir sind Brüder, für einander von Gott geschaffene Brüder. Dabei bleibt's."

„Dabei bleibt's Baron!" sagte der Graf und umarmte ihn: „So hab' ich endlich gefunden, den Einzigen, den ich so lang ersehnte."

„Und Brüderschaft in aller Ordnung und Form gemacht!" schrie der Oberst, indem er beide Gläser mit der Neige der ausgeleerten Flasche füllte: „Ich gehöre dir für ewig — mein Blut dir!"

Der Graf, von gleicher Schwärmerei ergriffen, rief: „Du bist mein Freund; bereu' es doch nie, es zu sein! Du bist mein Bruder, ich kann auch für dich sterben. Nun bin nicht mehr unglücklich."

Sie umarmten sich; dann standen sie rasch auf. „Ich will," sagte der Graf, „unter dieser Eiche ein marmornes Denkmal setzen lassen. Wirst du mir jemals treulos, so fordere ich dich zu dieser Eiche, zu diesem Denkmal."

„Wie denn?" sagte der Baron: „Ich denke du bist unglücklich, weil du vielleicht ohne Vermögen bist, und möchtest Marmorsäulen setzen?"

Der Graf lächelte und sagte: „O nein, lieber Baron, in Armuth besteht mein Unglück nicht. Ist's denn ein Unglück, kein Geld zu haben?"

„Du hast Recht, Graf," versetzte Leinau, „es war ein Mißverständniß von mir. Ich hoffe, Du und ich, auch als Bettler, würden darum nicht unglücklich sein."

So ging das Gespräch noch lange fort. Arm in Arm schlenderten sie durch den Wald, und als sie ins Freie traten, lag auf einem umbuschten Hügel, der aus der Mitte eines anmuthigen, mehrere Stunden langen und weiten Thals stieg, ein prächtiges Landhaus vor ihnen.

Der Oberst erzählte eben dem Grafen seine Schicksale und Reisen, Feldzüge und Abenteuer in Rußland und Polen, und wie er zuletzt Alles verloren habe, und achtete kaum auf die Herrlichkeit der Gartenanlagen, durch welche sie gingen. Als aber die Gebüsche zuletzt ganz auseinander traten, und ein weitläufiges, im edelsten Geschmack erbautes Schloß mit großen Vorhöfen, Springbrunnen und Bildsäulen vor ihnen sich ausbreitete, stutzte der Baron

endlich doch, schwieg, stand still, sah sich um und sagte: „Wem gehört dies Schloß hier?“

„Meinem Oheim!“ antwortete der Graf: „aber ich bewohn' es. Du siehst nun, an Raum fehlt es mir nicht, dich zu beherbergen.“

Der Baron ward ernsthaft und immer ernsthafter, je näher sie dem Schlosse kamen, und er über dem Portal das herzogliche Landeswappen erblickte.

Indem traten zwei Kammerdiener aus dem Schlosse, die mit ehrerbietigem Schweigen dem Grafen die Jagdflinte abnahmen, so wie dem Baron.

„Können wir speisen?“ fragte der Graf.

„Wenn Ihre Durchlaucht befehlen.“

Der Oberst Leinau sah bald den Grafen, bald das Schloß an. „Was schwatzt der Kerl da?“ sagte Leinau, und zeigte auf den fortgehenden Kammerdiener.

„Wie so?“ fragte der Graf.

„Ich hörte . . .“ stammelte der Baron: „Es klang wie . . . .“

„Darf ich dir sagen, jetzt endlich, wie ich heiße? Lieber?“ unterbrach ihn der Graf: „In London wolltest du schlechterdings nichts wissen.“

„Gut — es wäre jetzt Zeit!“ erwiederte der Baron.

„Ich heiße Ludwig.“

„Ganz gut; aber weiter?“

„Nicht so, du zürnst nicht?“ sagte der Graf und drückte dem Baron freundlich die Hand: „Ich bin der Erbprinz.“

Der Oberst erschrack, und wollte mit der Hand nach dem Hute fahren.

„Wie?“ soll ich dich zur Eiche zurückführen, Leinau, wo du mir Bruderliebe schworst?“ sagte der Erbprinz.

„Unter uns fehlt die Grundlage der Freundschaft,“ entgegnete der Baron: „die Gleichheit.“

„Vor der Welt, lieber Leinau, fehlt sie,“ versetzte der Prinz, „aber unter uns nicht. Vor der Welt gieb du mir die alltägliche Titulatur; unter uns bin ich dein Bruder; da heiße mich beim rechten Namen Ludwig.“

Aufschlüsse.

Der Oberst vergaß in der Gesellschaft des Prinzen, den Pfarrer Mauritius zu besuchen, den er eigentlich doch nur aus langer Weile aufgesucht haben würde. Beide junge Männer hatten darin nicht Unrecht, daß sie für einander geboren zu sein glaubten. Beide liebten, haßten, ehrten oder verachteten die gleichen Gegenstände, aber oft aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Prinz, ob er gleich nicht gemüthlicher war, als der Oberst, hatte noch mehr Neigung als dieser, Alles mit Schwärmerei zu umfangen. Er war von reizbarem Gefühl; der Oberst besonnener, ruhiger oder wenigstens mehr Herr seiner Empfindungen. Einer milderte den andern, oder hob ihn, wo er sank, oder läuterte dessen Sinn. Einer glaubte dem andern immer die größten Verbindlichkeiten schuldig zu sein. Von nun an wurden ihre Studien, ihre Vergnügungen die gleichen. Der Baron ließ sich gern gefallen, als Gesellschafter im Schlosse des Erbprinzen zu bleiben, und dieser lebte in so belehrendem, erheiterndem Umgange neu auf. Denn vom regierenden Herzog zurückgedrängt, beinahe gehaßt, war sein Leben bisher dem eines Gefangenen oder Verwiesenen ähnlich gewesen. Man liebte den Erbprinzen zwar allgemein im Lande um dieser unverschuldeten Härte willen desto inniger, aber Keiner unterstand sich, das öffentlich zu äußern. Man kannte den Herzog, und dieser war noch ein Mann in den besten Jahren, der Erbprinz folglich noch lange nicht als neuaufgehende Sonne zu verehren.

Der Oberst erhielt wenige Tage nach seinem Einzuge in Friedensheim, so hieß das Landhaus des Erbprinzen, einen überzeugenden Beweis von der Härte des regierenden Herzogs gegen seinen Neffen.

Der Prinz wollte nämlich seinem Freunde ein Geldgeschenk machen, da er wußte, wie der Oberst den größten Theil des Vermögens verloren und eher in dürftigen als glänzenden Umständen war. Er brachte ihm das Geschenk, wie er sagte, als Zins von jenem Kapital, das er einst vom Baron in London erhalten. „Und ob ich das Geld gleich deinem Verwalter baar, sobald ich ankam, zugeschickt habe,“ setzte er hinzu, muß ich es dir doch lebenslänglich verzinsen. Denn ich war in der größten Verzweiflung. Der Herzog ließ mich ohne Hilfe, und doch hatt' ich seinen strengen Befehl, weder Schulden zu

machen, noch mein Inkognito zu brechen. Dazu rief er mich plötzlich zurück — ich weiß nicht, welche Folgen daraus entstanden wären, hätt' ich seinen Befehl nur im kleinsten Punkte versäumt."

Jetzt ward über die vorgebliche Rückzahlung gesprochen. Der Prinz staunte, daß der Baron davon nichts wissen wollte. Er bewies seine Zahlung mit dem Empfangschein des Postamts. Nun ward ein Ritt zum Verwalter gemacht; der alte, ehrliche Mann betheuerte, nie diese Summe erhalten zu haben. Der Prinz ließ auf der Stelle Untersuchungen beim Postamt anstellen und den Empfangschein vorweisen. Da wies dieses einen herzoglichen Befehl vor, vermöge welches alle Briefe des Prinzen, im ersten Jahr nach dessen Rückkehr von Reisen an die höchste Stelle eingeliefert werden mußten. —Nun ward das Räthsel gelöset.

Aber eben die Mühe, welche man zu dieser Lösung angewandt, brachte noch andere Wirkungen hervor. Der Herzog ward dadurch auf den Baron von Leinau aufmerksam, und daß er wieder im Lande sei. Vermuthlich hielt er ihn für einen Mißvergnügten, der sich eben deswegen an den Erbprinzen gemacht habe. Es kam der gemessene Befehl, der Prinz solle den Baron aus seinen Umgebungen entfernen.

Hier blieb nichts übrig, als stummer Gehorsam, wenn man den Landesfürsten nicht zu heftigern Maßregeln reizen wollte. Der Oberst kehrte zu seinem kleinen Meierhof zurück, und empfing hier wochenlange Besuche seines fürstlichen Freundes; oder fehlten diese, doch Briefe; oder man kam Mitte Weges zusammen. Beide Männer waren nun einmal einander zum Bedürfnisse geworden, und die ihnen widerfahrende Strenge von oben her schloß sie nur brüderlicher zusammen.

Veränderungen.

An einem stürmischen Wintermorgen — es lag draußen hoher Schnee — es war noch finster — der Oberst noch im Bett — entstand Lärmen vor dem Meierhofe. Man pochte. Man öffnete. Es ging die Treppe auf und ab. Der Oberst vermuthete beinahe, der Erbprinz, den er seit einigen Tagen wegen schlechten Wetters nicht gesehen, sei angekommen.

Nach einer Weile trat der alte Verwalter mit brennendem Licht und einem großen Brief in's Zimmer vor das Bett des Barons. „Wer ist so früh angekommen?" fragte dieser. — „Ein herzoglicher Kurier aus der Residenz mit diesem Schreiben!" antwortete der Verwalter.

Der Baron erschrack. Se. Durchlaucht der Herzog, dessen Fürstenblick der Oberst nie vergessen hatte, konnte unmöglich etwas Gutes im Schilde führen. „Vermuthlich ein allergnädigster Befehl," dachte er, „dem Erbprinzen die Thür zu weisen, wenn er mich auf dem Meierhof in meinem Stübchen heimsucht." Aber die Adresse des Briefes lautete: „An den Präsidenten Unsers geheimen Raths, den Baron August von Leinau."

„Was?" rief der Oberst und sprang im Bette auf: „Ich Geheimerrathspräsident? Sind die Leute närrisch geworden, oder wollen sie mich närrisch machen."

Er riß das Schreiben auf, und las seine Ernennung zur ersten Staatswürde in aller Form abgefaßt; hinzugefügt war der huldreiche Befehl, auf der Stelle in die Residenz zu kommen. Unterzeichnet war Ludwig. Mit eigener Hand hatte dieser noch darunter geschrieben: „Die erste Handlung beim Antritt meiner Regierung ist, daß ich Sie, lieber Baron, an meine Seite rufe. Kommen Sie unverzüglich."

Der Baron war, wie man zu sagen pflegt, wie aus den Wolken gefallen. „Ist denn der Herzog gestorben?" fragte er den Verwalter. Dieser wußte davon nichts. Der Kurier ward befragt; die Antwort lautete: „am Schlagfluß." Der Verwalter zitterte bei diesen Worten an allen Gliedern, denn er liebte die Schlagflüsse nicht. Er eilte zum Baron, und sagte: „Se. Durchlaucht, der höchstselige Herzog, sind gestorben." Aber das Wort Schlagfluß kam ihm nicht über die Lippen.

„Was, wie? so plötzlich?" rief der Baron.

„Der Höchstselige waren immer rasch in Dero Resolutionen."

„Aber wie denn? durch Krankheit oder anderes Unglück?"

„Se. Durchlaucht geruhten am — am — Zufall zu sterben."

„Bravo!" rief der Oberst, warf sich in Rei-

sekleider und in den Wagen seines Verwalters und eilte zur Residenz.

Gespräch über Fürstenleben.

Die Einleitung zur Anekdote, welche wir eigentlich erzählen wollen, ist wahrhaftig länger geworden, als die Anekdote selbst sein wird. Dies ist die natürliche Folge, wenn man im Plaudern besser, als im Erzählen geübt, und ohne Kenntniß der Regeln ist, durch welche ein wohlgezogener Schriftsteller gefällt. Referent, ohnehin ein Mann, der seine gute Reihe von Jahren zählt, macht weniger auf schriftstellerischen Ruhm, als auf Wahrheitsliebe Anspruch. Man halte ihm also das zu Gute, was in allem Vorigen nicht zur Sache gehörte.

Es ist bekannt, Herzog Ludwig machte gleich bei seinem Regierungsantritt große Veränderungen, sowohl in der Verwaltung, als im Personal der ersten Beamten und des Hofs. Prachtaufwand zur Verherrlichung seiner Würde liebte er nicht; er meinte, ein Fürst müsse die größte Pracht in seinen Thaten, und die meiste Würde in der Würdigkeit zu seinem Berufe zeigen. Um Geld in Umlauf zu setzen, besoldete er weder Verschnittene auf dem Theater, noch verlor er großmüthig im Spiel, noch setzte er Juweliere, Goldarbeiter und andere Diener des fruchtlosen Aufwandes in starke Nahrung. Aber er baute durch sein Land dauerhafte Hochstraßen, von den Deutsch-Franzosen sonst Chausseen genannt; er ließ für arme Leute zwar keine Almosen austheilen, aber dafür öffentliche Arbeitsschulen und Arbeitshäuser errichten; ließ zwar wenig tabellarisiren, aber dafür schleunigern Geschäftsgang einrichten; rechtschaffene Beamten waren ihm theurer, als die klugen. Unerbittlich gegen nachlässige oder fehlbare Beamte, noch strenger gegen die höhern, als die niedern Staatsdiener, selbst schon ihre Grobheit gegen den geringsten Bürger mit Ernst rügend, war er gleich willig, den Verdienstvollen zu lohnen. Bei ihm aber galt nur der für einen Mann von Verdienst, der — nicht bloß Amtspflichten treu und fleißig vollstreckte (,,dafür seid Ihr mit Geld und Auszeichnung hinlänglich bezahlt!'' sagte er oft,) sondern der auch da dem Staate einen Vortheil oder Ruhm verschaffte, wo es zu thun nicht geboten werden konnte.

Es ist unbeschreiblich, welch ein Leben plötzlich in den Sarg der Geschäfte kam. Eh' ein Jahr verfloß, war im ganzen Herzogthum ein anderer Geist, ein anderer Ton. Die höhern Beamten, persönlich verantwortlich für die Arbeiten der untern, und so vom Präsidenten des Geheimenraths hinab bis zum besoldeten Abschreiber in den Aemtern, bewachten die Thätigkeit der andern mit rastloser Sorgfalt. Man hätte sehen sollen, mit welcher Artigkeit jeder, auch der geringste Mann des Volks empfangen, angehört und abgefertigt ward — ja sogar, es ist beinahe unglaublich, die Postoffizianten und Pässeschreiber verloren ihre Ungeschliffenheit und lernten höflich sein.

Ich werde vielleicht an einem andern und schicklichern Orte die durch Herzog Ludwig gemachten Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung schildern. Man verzeihe mir, daß ich hier schon wieder mehr plauderte, als zur Sache gehörte. Aber wer kann von dem immer schweigen, woran man mit Wohlgefallen denken muß?

„Wohlan,'' sagte eines Tages der Herzog in einer frohen Stimmung zu seinem Freunde, „wohlan, lieber Leinau, unsere Sachen gehen gut. Ich sehe es den Leuten überall an den Augen an, sie sind zufrieden mit uns. Ich freue mich, denn ich bekomme wahrhaftig Achtung für mich selbst. Aus dem Tone, der im Lande herrscht, lernt man den Mann kennen, der oben an steht. — Du freilich thust in vielen Dingen mehr als ich, und sollst es thun; aber mein Verdienst ist, daß ich dich an die Spitze der Geschäfte stellte, und willst du mir's nicht als Verdienst gelten lassen, nenn' ich's Glück. Was fehlt uns noch? Wir haben vollauf zu thun. Es ist noch manches auszubessern. Aber mit Gerechtigkeit und Liebe kann's ein Fürst allen Rechtschaffenen gerecht machen, selbst wenn diese nicht immer empfangen, was sie wünschen. Am meisten freut mich's, daß ich meine Umgebungen gesäubert habe, daß das gottlose Intriguiren, die verruchte Augendienerei aufgehört hat; daß ich überzeugt sein kann, jeder thut seine Pflicht, weil er sie liebgewonnen hat, nicht weil er sich vor mir breit machen möchte.''

„O du guter Fürst!'' sagte der Geheimrathspräsident: „glaubst du das im Ernst?''

— Allerdings.

„Und ich bin des Gegentheils überzeugt.“ sagte der Baron: „In einem Lande, wie bei uns, wo der Fürst zu Allem, auch zum Bösen und Verderblichen, das Recht hat, wo ihn kein Gesetz beschränkt, weil er selbst das Gesetz ist; da gibt es für Leben und Eigenthum der Einzelnen keine wahre Sicherheit, weil Alles in des Machthabers Macht liegt. Bei der Sorge eines Jeden für sich selbst, verwandelt sich die Tugend in bloße Klugheit und Augendienerei. Jeder benutzt, so weit er kann, die Einrichtungen des Landes, oder die Art des Landesherrn, zum eigenen Vortheil; und ist's ihm zu verargen? Es müßte wunderbar sein, wenn bei uns nicht der unschuldigste, redlichste Mann, gegen den Niemand etwas weiß, durch einen einzigen Blick von dir zum strafbaren Verbrecher gestempelt werden könnte. Man wird auf der Stelle in seinen Handlungen tausend Vergehungen entdecken, die ihn um Vermögen, Ehre, Freiheit und Leben bringen können. Wo der Landesherr das Recht hat, Unrecht zu thun, werden seine Schlechtigkeiten eben so viel Bewunderer, als seine Tugenden, finden, und ist überall kein unantastbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn ist die schlechteste und unsicherste Staatsverfassung; sie ist die Staatsverfassung der Asiaten. Der bravste Mann in deinem Herzogthum hat so wenig Sicherheit der Ehre und des Vermögens als Sicherheit für die Dauer deiner Tugend.“

—Da wären wir ja ärger daran, als in der Türkei.

„Ich glaube es auch, und zwar darum ärger, weil man bei uns in gesetzlichen Formen jeden um Freiheit und Wohlfahrt bringen kann, dort nur mit roher Gewalt. Denn bei uns ist das Gesetz kein Maßstab, keine Schutzwehr des Rechts jedes Bürgers, sondern nur ein Sehglas für die Augen der Angestellten und Beamten, um das Recht der Einzelnen dadurch zu erkennen. Aber dasselbe Glas, je nachdem man es hält, kann vergrößern, kann verkleinern, und sogar zum Brennglas dienen. Was ist also Gesetz, Recht und Sicherheit bei uns?

— Ich verstehe dich nicht, Leinan.

„Weil du zu edel bist, um das Abscheuliche zu verstehen. Aber das ist dein Loos, dein unglückliches, weil du Fürst bist, daß du weder jemals zur genauen Kenntniß derer gelangen kannst, die sich dir nahen, noch durch Andere zur Kenntniß deiner selbst gelangst. Die Fürsten werden gewöhnlich Despoten, nicht weil sie es eigentlich sein wollen, sondern weil ihre Diener Sklaven sein wollen. Je größere Fehler du begehst, je emsiger wird man sie vergolden. Sei grausam, man wird dir, anbetend und vergötternd, zu Füßen fallen, was jetzt Keiner wagt, weil man sich vor deinem Edelsinn schämen würde. Du lernst Niemanden als das kennen, was er ist, sobald er in deine Nähe tritt. Jeder verwandelt sich, um dir zu gefallen; und will dir gefallen, wahrlich deinetwillen nicht, sondern seines Eigennutzes oder seiner Sicherheit wegen. Man sagt, es sei ein Zauberkreis um die Fürsten gezogen: aber nicht die angestammte Vortrefflichkeit und Würde des Fürsten zieht ihn, sondern die angestammte Niederträchtigkeit und feige Selbstsucht der Knechte zieht ihn. Fürwahr, es gibt vielleicht wenig Menschen, die, unzugänglich aller Hoffnung und Furcht in der Nähe der Thronen, ihre Grundsätze und ihre Tugend höher, als den Einfall ihres Fürsten achten; und vielleicht wenig Fürsten, denen man einige Aufmerksamkeit widmen würde, wenn sie als Privatleute im Volke sich durch innern, eigenen Werth geltend machen sollten. Es ist an dem Sprichwort mehr, als man glaubt: Fürsten haben selten wahre Freunde.“

— Doch, ich habe dich!

„Darum bist du eine Seltenheit unter den Fürsten.“

—Und, sei nicht halsstarrig, du bist heut' ein wenig übler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedensheim thun?

„Ich bin der besten Laune. Es wäre einmal Versuchs werth, zu wissen, wer von uns beiden in diesem Stücke irrt?“

—Wie aber den Versuch machen?

„Wähle dir zum Beispiele einmal den rechtschaffensten Mann im Herzogthum zur Hiobsrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigstens unzufrieden; aber anhaltend. Dann gib Acht, wie Alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unschuldige in einen Verbrecher verwan-

delt werden wird, um dir Genüge zu leisten. Dann überzeuge dich, daß auch der Edelste in deinem Lande, wenn du ihn verderben willst, weder seiner Ehre, noch seines Vermögens sicher sei. — Du kennst zum Beispiel den Archivregistrator Helmold; den kenntnißvollen, unermüdet thätigen, treuen, redlichen Mann, über den Niemand zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei seiner geringen Besoldung und übrigem großen Vermögen sich wohl sein läßt."

— In der That, ich habe schon daran gedacht, des guten Helmold Gehalt ein wenig auszubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eigenes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm eine saure Stunde machen, das könnt' ich nicht.

„Allein die Lehre, welche wir daraus zögen, wäre viel werth. Gib diesen Unschuldigen einmal den Speichelleckern preis. Zur Stunde weiß noch Niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird Jeder ihm begangene Verbrechen beweisen können. Da wirst du deine Leute kennen lernen. Aber der ehrliche Helmold, ich gebe dir mein Wort, soll nicht versinken. Ich will schon im rechten Augenblick dazwischen treten. Dann muß er fürstlich für die Schlachtsopferrolle entschädigt werden, die wir ihn, höherer Zwecke willen, wider seinen Willen spielen ließen."

— Ich begreife nicht, was man gegen diesen Mann wird aufbringen können.

„Eben deswegen laß uns diese Komödie spielen. Vielleicht hab' ich Unrecht."

— Gut, Leinau, es sei. Ich geb' ihn preis. Ich will sehen, ob meine Leute Sklaven sind.

Der Fürstenblick.

„Ist, der da über den Platz geht, nicht der Registrator Helmond?" fragte eines Tages der Herzog, an's Fenster seines Audienzsaales gelehnt, die um ihn Stehenden.

„Er ist's!" sagte Jeder.

„Er hat freilich etwas Verstecktes, Affektirtes in seinem Wesen, aber er ist dancken ein ganz braver Mann!" sagte der geheime Justizrath von Strom.

„Es ist etwas Kaltes, Hämisches Fatales in seinen Zügen, das läßt sich durchaus nicht läugnen," sagte der Staatsarchivar von Wandel: aber so viel ich weiß, ein grundehrlicher Mann ist er."

„Grundehrlicher Mann?" rief der Herzog heftig, indem er die Stirn runzelte und dem Archivar einen vernichtenden Blick zuwarf: „Wandel, Sie kennen vermuthlich Ihre Leute schlecht. Sie sind zu gutmüthig. Dem Helmold ist nicht zu trauen, oder die Natur wäre zur Lügnerin in ihm geworden. Er scheint mir voller Gift und Tücke. Sprechen Sie von dem Menschen nicht wieder—ich wollte, er wäre überall, nur nicht in meinem Dienste."

Der Archivar erblaßte, da er des Herzogs zornigen Blick sah.—Alle verstummten.

„Wandel!" rief der Herzog nach einer Weile: „Warum werden Sie blaß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Menschen Parthie machen?"

„Behüte mich Gott, Ihre Durchlaucht; ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm, als so weit es mein Amt ferdert!" erwiederte der Archivar; „Ich habe nie mit ihm zu thun haben mögen, denn, in der That, wie Ew. Durchlaucht sehr richtig bemerkten, es scheint viel Falschheit in ihm zu nisten. Ich habe Ew. Durchlaucht schon mehrmals unterthänigst angeben wollen, ihm seine Entlassung zu geben. Er ist Schriftsteller, korrespondirt mit vielen Ausländern, und hat die wichtigsten Aktenstücke des Staates unter Händen. Ich kann ihm nicht trauen."

„Ohne daß er eines Vergehens überwiesen wird," versetzte der Herzog, „darf ich ihm nicht den Abschied geben, oder ich wäre ungerecht."

„Ich habe ihn einen braven Mann genannt," sagte der geheime Justizrath von Strom, „weil ich ungern das Wort gegen Jemand führe.— Der Mann hat Weib und Kinder, ich möchte die nicht unglücklich machen. Aber da hier nun einmal die Rede über ihn sein soll, gebeut mir Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht, zu bekennen, daß der Helmold durch seine ruchlose Bücherschreiberei schon zehnmal die Festung oder Landesverweisung verdient hat. Nicht Thronen, nicht Altäre, nicht öffentliche, nicht Privatehre sind vor den giftigen, jesuitischlistig-versteckten Ausfällen dieses Menschen sicher. Ich getraue mich, Anklage zu führen und zu beweisen,

daß Helmold schon allzuoft in seinem Journal sowohl die Staatsverwaltung, wie die hohen Regenten unsers Herzogthums der Verachtung des Volks preisgegeben. Wie kann, wo solche Frechheit ungestraft bleibt, Liebe zum Fürsten, Ehrfurcht vor den Gesetzen sein?"

Jetzt nahm ein Oberkirchenrath, dann nahmen ein paar Generale, dann der Oberpolizeidirektor und so einer nach dem andern das Wort; und jeder wußte so viel Vergehen, groß und klein, von Helmold, daß in der That dieser Mann dem Baron von Leinau am Ende nicht so ganz rein mehr galt, als er beim ersten Blick gewesen zu sein schien. Denn es wurden zu allerlei Anklagen und entehrenden Anekdoten nicht nur Beweise verheißen, sondern sehr achtungswerthe Männer als Zeugen genannt.

„Ist denn der Mensch wirklich so schlecht, so gefährlich," rief der erstaunte Herzog: „warum zog man ihn nicht längst zur Rechenschaft und behandelte ihn laut bestehenden Verordnungen und Gesetzen?"

Er verließ mit Unwillen die Versammlung.

Folgen davon.

Der Registrator Helmold empfand bald die Wirkungen jenes Fürstenblicks. Man zog sich scheu von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr, es stehe übel mit ihm; er sei beim Herzog in Ungnade. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen und Härte oder Kälte. Seinesgleichen entfernte sich vorsichtig von ihm. Seine Feinde, seine ehemaligen Neider ließen ihren Witz schadenfroh über ihn hinspielen.

Helmold bemerkte bald, es gehe in Betreff seiner etwas vor. Er fragte bei diesem und jenem an — man zuckte die Achseln; man wollte nichts wissen. Helmold blieb ruhig. „Was sticht die Menschen an?" sagte er zu sich selbst: „Ich habe keinen beleidigt, ich habe nichts verbrochen, ich thue meine Pflichten,—was haben sie wider mich? Zum Glück ist ihre Freundschaft zu meinem Frohsinn nicht nöthig."

So dachte er laut; aber leise dachte er doch anders. Es schmerzte ihn diese Zurücksetzung und Kälte tiefer, als er's sich selbst glauben machen wollte. Er zog sich von den meisten Gesellschaften, die er ohnedem nur sparsam zu besuchen pflegte, ganz zurück, und lebte seiner Familie desto mehr. Er hatte eine vortreffliche Gattin, eine liebenswürdige Tochter, ein paar hoffnungsvolle Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren. Die reizende Emma, der Augapfel ihrer Aeltern, zwar ganz dazu gebildet, den edelsten Mann durch ihre Hand zu beglücken; sie zählte schon neunzehn Jahre, noch aber war es keinem eingefallen, die schöne Hand zu fordern, denn — sie war ohne Mitgift. Der Registrator galt eher für dürftig, als wohlhabend. Sein Gehalt reichte zur Erziehung seiner Kinder in einer Residenz nicht hin, darum mußte er sich in Nebenstunden auf Erwerb der Schriftstellerei legen, ungeachtet er wenig Talent dazu, folglich wenig Glück hatte.

Um die Harmlosigkeit der Seinigen gar nicht zu stören, verschloß Helmold seinen Verdruß in sich, und sagte zu Hause kein Wort von Allem, was ihm begegnete. Desto härter aber war ihnen nachher der erste Donnerschlag des ausbrechenden Gewitters, von dessen Annährung sie keine Ahnung hatten.

Eines Tages ließ der Staatsarchivar Helmolden zu sich rufen. Helmold kam. Herr von Wandel trat ihm ernst entgegen, wies ihm das neueste Heft der Helmold'schen Monatschrift, und fragte: „Wer hat den Etat vom Schuldenwesen unsers Landes in Ihr Journal eingesandt?"

„Niemand, Herr Staatsarchivar. Ich selbst rückte ihn ein."

„Wer bevollmächtigte Sie dazu?"

„Niemand besonders; doch schon ähnliche Aufsätze standen darin, und Sie hatten nie etwas dagegen."

„Ich lese Ihr Journal nicht, daher konnt' ich nichts dagegen sagen. Aber Ihre Instruktion verbietet, ohne meine Erlaubniß keine archivarische Urkunde auf irgend eine Weise Andern mitzutheilen."

„Der Schuldenetat zirkulirt aber in vielen Abschriften in der Stadt; Auszüge davon stehen schon in einer ausländischen Zeitung. Ich nahm die Urkunden nicht aus dem Archiv."

„Alles das berechtigt Sie nicht, als Beamter, die vollständige Publizität zu geben. Gehen Sie, Sie sind verantwortlich."

Wenige Tage darauf ward Helmold vor das

Hofgericht zitirt. Ehe dieses aber geschah, ereignete sich ein anderer Umstand. Der Herzog verlangte zufällig Einsicht von einer geheimen Korrespondenz, die der verstorbene Fürst, sein Oheim, mit einem Minister einer auswärtigen großen Macht geführt, und wovon der Herzog in einer ausländischen Zeitschrift kurze Andeutungen gefunden. Der Staatsarchivar forderte die Originalien vom Registrator; dieser, unter dessen Aufsicht sie gelegen, fand sie nicht mehr. Der Staatsarchivar schüttelte ärgerlich den Kopf.

Den Tag nachher traten Polizeibeamte in Heldmold's Haus, erklärten ihm auf Befehl Sr. Durchlaucht Hausarrest und versiegelten sämmtliche Papiere aller Art, die dem Ober-Polizeidirektor überbracht werden mußten. — Ein fürchterlicher Jammer in der ganzen Familie. Nur Helmold sich seiner Unschuld bewußt, tröstete Alle, so gut er konnte. Er blieb unerschrocken.

Bei der förmlichen Untersuchung von Helmold's Papieren, die in seiner Gegenwart geschah, fand sich zwar die erwähnte geheime Correspondenz nicht, hingegen manche andere Urkunde aus dem Staatsarchiv. Er erklärte, sie in seine Wohnung genommen zu haben, da er Krankheit halber das Archiv nicht besuchen konnte und die Arbeiten zu Hause fortzusetzen Erlaubniß hatte. Daß sie noch nicht zurückgestellt wären, gestand er, sei in Vergessenheit geschehen. Er bäte deshalb um Verzeihung.

Man durchlas seine Aufsätze und Privatbriefe, um Spuren zu finden, ob er vielleicht von der oben erwähnten geheimen Korrespondenz Mißbrauch gemacht? In der That schienen ihn einige Ausdrücke auswärtiger Freunde verdächtig machen zu können. Man fand Briefkonzepte von seiner Hand, in denen er sich in ziemlich ungemessenen Ausdrücken über die durch den Herzog gemachte Wahl eines Geheimrathspräsidenten aufhielt; ihn einen Günstling des Herzogs nannte, und von diesem und seinen philantrophischen Verwaltungs-Abänderungen wenig Gutes für das Land verhieß. Zwar stellte Helmold vor, diese Briefe wären gleich in den ersten Wochen der Regierung Herzog Ludwigs geschrieben worden, seitdem habe er seinen Sinn so gut geändert, wie das ganze Land die Ansichten geändert habe; zwar stellte er vor, diese Briefe könnten ihm, als flüchtig geäußerte Meinungen an vertraute Freunde, so wenig zum Vorwurf gereichen, als wenn Jemand in Privatkreisen mündlich gegen einen Freund äußerte, wie er dächte. Doch waren die fatalen Zeilen geschrieben. Man fand deren bald noch über andere Dinge, die seine Unzufriedenheit erregt hatten. Alles verwandelte sich in Anklagepunkte gegen ihn. Es ward förmlicher Verhaft gegen ihn, als Staatsverbrecher und ungetreuen Beamten, ausgesprochen.

Da Helmold diese Worte hörte, richtete er sich empor, und lächelnd sagte er: „Man sucht gewaltthätiger Weise Verbrechen an mir und findet sie. Ich will bekennen, daß ich aus Vergessenheit ein paar alte Urkunden im Hause liegen hatte, woraus freilich dem Staate kein Unglück erwuchs; — ich will bekennen, daß ich in vertrauten Meinungsergüssen gegen Freunde über die neuesten Staatsveränderungen offenherzig war, woraus dem Staate kein Schaden erwuchs. Meine spätern Briefe an Freunde und öffentliche Aeußerungen in meiner Zeitschrift, könnten beweisen, wie anderes Sinnes ich durch die folgerechten, weisen Verfügungen der neuen Regierung geworden sei. Aber vermuthlich wäre dies vergebens. Doch meine Herren, wollte man bei jedem Einzelnen von Ihnen ein Versehen aus Vergessenheit oder andern Ursachen so streng aufheben; wollte man Ihre Papiere, Ihre Privatbriefe, Ihre in vertrauten Kreisen geäußerten Meinungen würdigen, — wenige würden vielleicht sein, die nicht so strafbar wären, als ich!"

Diese Aeußerungen erregten im Hofgericht den tiefsten Unwillen. Er sprach mit Stolz, mit Kraft noch lange in diesem Ton. Das Murren Aller unterbrach ihn. Der Präsident mußte ihm Schweigen gebieten und ihn abtreten lassen.

Da stand der greise Hofrath von Ferlach auf und sprach: „Es ist nicht recht, daß wir seine Vertheidigung unterbrechen. Daß wir es thun, beweiset, er habe Recht gehabt. Wir haben gegen ihn die Untersuchung nicht richterlich, sondern feindselig begonnen. Ich protestirte gegen dieses Verfahren; ich biete keine Hand dazu;

ich verlange, daß meine Protestation dem Protokoll einverleibt werde."

Es war umsonst, den alten Herrn des Bessern zu belehren—ihn zu warnen, ihm mit der Ungnade des Herzogs zu drohen. „Ich bin im Dienst unsers Staates alt und grau geworden; jederseits hab' ich Gerechtigkeit geliebt. Denke nun Se. Durchlaucht von mir, wie es ihm beliebt. Wenn aber solche Inquisitionen gut geheißen werden, dann erlaube Se. Durchlaucht, daß ich von Hochdemselben denke, wie es mir beliebt."

Sowohl der Baron von Leinau, als der Herzog erfuhren Helmold's Verhaftung und den Gang seines Prozesses; sie ließen dem Geschäfte seinen Lauf. Als aber des alten Ferlach's trotzige Aeußerungen dem Herzoge vorgebracht wurden, schien er betroffen zu sein. Alle Höflinge beobachteten den Blick des Fürsten. Es war in Allen die Frage: „müssen wir ihn auch verderben?"

In Helmold's Hause war große Betrübniß. Der Vater fehlte — er war im Verhaft, und schwerer Verbrechen angeklagt. Niemand ward zu ihm gelassen; selbst seine Gattin, seine Kinder durften ihn nicht ohne Zeugen sprechen. Nach einigen Wochen fehlte es schon an baarem Geld in der Wirthschaft; Frau Helmold sprach ihre alten Freunde an; man suchte der guten Frau los zu werden, gab Kleinigkeiten, und zog sich von dem Hause zurück, auf welchem nun einmal der Fluch des Herrn lag.

Das Juwel.

Herzog Ludwig hatte sich malen und sein Bildniß in einige Dutzend goldener Dosen, mit Diamanten und Perlen geschmückt, setzen lassen, um damit an Gesandte, an Boten angenehmer Nachrichten, an Schriftsteller, die ihm Bücher dedizirten u. s. w. Geschenke machen zu können nach Fürstenbrauch. Baron Leinau, wie er an einem Herbstabend, in seinen Oberrock gehüllt, durch die Residenz ging, und am Hause des Hofjuweliers vorbei, gerieth auf den Einfall, hinzugehen, um die bestellten Dosen zu besichtigen.

Der Juwelier, erstaunt über die Erscheinung des Präsidenten, empfing ihn im Gewölbe und schien in großer Verlegenheit. Die Dosen waren im Nebenzimmer, und doch wollte er den Präsidenten nicht dahin führen, wie es schien. Unter einem Vorwande sprang er schnell ins Zimmer, kam aber bald mit einigen Dosen zurück. Indem der Baron sie besah, öffnete sich die Thür des Seitengemachs abermals, und ein junges Frauenzimmer mit verweinten Augen trat heraus. Den Baron überlief es fieberheiß, wie er seine Blicke auf die Schöne warf und seine ehemalige Tischgenossin erkannte, die er — trotz aller hohen Staatsgeschäfte — noch nicht hatte vergessen können, noch nicht hatte vergessen wollen.

Er verbeugte sich stumm gegen sie. Mit gesenkten Blicken, doch erröthend, ging sie an ihm vorüber gegen die Glasthür zur Straße. Indem der Juwelier ihr die Thür öffnen wollte, sagte er: „Fräulein, Ihnen ist nicht wohl." Sie trat, von ihm gehalten, einige Schritte zurück, und sank todtenblaß auf einen hinter ihr befindlichen Sessel. Der Baron, mit hochklopfendem Herzen, eilte ihr erschrocken zu; die Frau des Juweliers brachte ein Glas frischen Wassers. Die Kranke trank davon. Nach einigen Minuten sprach sie: „Mir ist wohl! verzeihen Sie, daß ich Ihnen Ungelegenheit machte." Sie stand auf, und ließ sich durch kein Bitten bewegen, einen Augenblick länger zu verweilen. „So müssen Sie wenigstens gestatten, daß ich Sie bis zu Ihrem Hause begleite!" sagte der Baron, nahm, alles Weigerns ungeachtet, ihren Arm und führte sie durch die Straßen. Seine Fragen wurden sehr einsilbig beantwortet; sein Bedauern, eine ihm so theure Bekanntschaft unter solchen Umständen zu erneuern, vergalt sie mit trockener Höflichkeit. Aber das arme Mädchen konnte auch kaum reden; es sprach so still und leise, wie eine Sterbende; es zitterte an seinem Arme, als würd' es zum Tode geführt. Vor dem Hause, in welches sie schnell eintrat, verneigte sie sich dankend und verschwand.

Der Geheimrathspräsident hatte seine ganze Fassung verloren. Er stand eine Weile still, dann ging er träumend fort, und dachte nur: „o mein Gott, wie ist sie so liebenswürdig!"— Er wollte zum Juwelier zurück, um sich über die Unbekannte näher zu erkundigen; er konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihm der Juwelier

Alles, auch die Ursache ihrer Thränen gesagt haben würde; er lief sich fast odemlos in's Blinde hinein, bis er zu einem großen Walde kam, der fast eine halbe Stunde von der Residenz seinen Anfang nahm.

Erst hier erwachte er von seinen Träumen, sah mit großen Augen, statt des Juweliers, die alten hohen Eichen, die sein Haupt umrauschten; lachte über sich selbst, drehte wieder nach der Stadt um und sagte, sich gegen sich selbst entschuldigend: „Nun ja doch, ich bin ein Thor. Ich bete dich an, du Engel, der mich verachtet.“ Binnen einer halben Stunde war er beim Juwelier, der ihn sogleich ins Zimmer führte, wo die Dosen standen.

Hier erfuhr er nun den Namen des Fräuleins. Es war Emma Helmold gewesen. Aber die Ursache ihrer Thränen ward ihm erst nach langem Sträuben verrathen.— Das Fräulein hatte, ohne Vorwissen ihrer Mutter, die der Kummer krank gemacht, daß sie das Bett hüten mußte, ihren eigenen kostbaren Schmuck, ein ererbtes Halsband von Perlen und Diamanten, verkauft, um die Ausgaben der Haushaltung bestreiten zu können; hatte erzählt, wie der unschuldige Vater im Gefängniß schmachte, wie die ganze Familie ohne Unterstützung sei, und nur die äußerste Noth zum Verkauf des geliebten Halsschmuckes getrieben habe. Der Juwelier hatte zwar nun das Kleinod käuflich an sich gebracht, aber dem Fräulein freiwillig angeboten, es um die gleiche Summe noch in Jahresfrist zurückzugeben.“

„Schicken Sie dem Fräulein das Halsband auf der Stelle zurück; die Summe sollen Sie binnen einer Stunde dafür in Händen haben. Aber auf der Stelle!“ rief der Baron und ging tiefbewegt von dannen.

Es war schon dunkel, als der Juwelier selbst das Halsband dem erstaunten Fräulein zurückbrachte. Sie wollte es nicht annehmen. „Sie müssen!“ sagte in großer Aengstlichkeit der Juwelier: „Ich habe Befehl dazu. Das Geld dazu ist schon in meinen Händen.“ Jetzt drang Emma heftiger in ihn: „Wie? das Geld? von wem?“ Der weichherzige Juwelier, dessen Kardinaltugend das Schweigen eben nicht war, gestand Alles. Emma ward feuerroth. Der Juwelier legte das Halsband auf den Tisch und eilte davon.

Er that sehr wohl daran, denn die betrübte Emma war der Einsamkeit bedürftig. Eine halbe Stunde saß sie da, träumend, bewußtlos, weinend, die Hände gefaltet. Der Geheimerathspräsident war ihr—denn sie lebte sehr eingezogen — bis zum heutigen Tag von Person unbekannt gewesen. Als sie beim Juwelier um ihren Verkauf weinte, und dieser dann plötzlich in's Zimmer gesprungen war, und sagte: „Fräulein, verbergen Sie Ihre Thränen! Se. Exzellenz, der Herr Geheimerathspräsident, werden den Augenblick hereintreten!“ war sie tief erschrocken. Denn Emma fürchtete diese hohe Exzellenz seit dem Unfall ihres guten Vaters. Sie wollte sich schnell entfernen. Wie sie aber in's Gewölbe getreten, den jungen, erhabenen Mann sah—denselben, mit welchem sie einst im Wirthshaus zu Nacht gegessen,— denselben, an den sie seitdem ziemlich oft gedacht hatte, wie er so ehrerbietig, liebevoll, so ganz eigen gewesen, wie andere Menschen nicht sind; — denselben, mit dem ihr Herz oder ihre Einbildung sich manchmal und gern, doch kindlich unschuldig beschäftigt hatte; — — ach! in solchem Alter beschäftigen sich ja wohl zuweilen Herz und Einbildung mit Träumen! — denselben, dessen Wiederfinden, Widersehen sie im Stillen gläubig, ich möchte eher sagen, ein wenig abergläubig gehofft hatte, ohne von diesem Aberglauben dem Papa und der Mama eine Silbe zu verrathen — — genug, wie sie ihn sah, da verlor die ohnehin zu tief Bewegte Besonnenheit und Muth. Ihr ward nicht wohl. Er hatte sie zu ihrem Hause geführt; aber sie wußte kaum davon und zweifelte daran, als sie allein war. Aber jetzt zweifelte sie nicht mehr, denn das Halsband lag auf dem Tische. Sie nahm es aus dem Saffiankästchen, drückte es laut schluchzend an ihr Herz, und flüsterte leise: „Ich habe dich wieder, nun doppelt theuer!“

Der Schutzengel.

Emma, vertrauensvoll auf die Güte ihres mächtigen geheimen Lieblings, wollte diesen Anlaß benutzen, für den Vater des Herzogs Gnade anzurufen. „Unser Vater ist gerettet!“

ſagte Emma mit freudeglänzenden Augen, als ſie vor das Bett ihrer Mutter trat: „Ich ſchreibe dem Geheimrathspräſidenten von Leinau. Er iſt ein gütiger Herr!“ Und nun konnte ſie nichts mehr hinterhalten. Sie erzählte der Mutter das ganze Abenteuer vom Halsband. Des guten Mädchens Herz war zu voll. Und wie Emma den Baron beſchrieb, von Kopf zu Fuß — da war's kein Sterblicher mehr, ein Halbgott war's.

Auf die Mutter machte dieſe Erzählung den wohlthätigſten Eindruck. Die Hoffnung kehrte in beider Bruſt zurück. Frau Helmold, vom ſeligen Glauben und Zutrauen ergriffen, Leinau werde helfen können, war ſchon den folgenden Tag erſtärkt genug, außer Bett zu ſein. Emma ſchrieb dieſen ganzen Tag Briefe an Se. Exzellenz Herrn Geheimrathspräſidenten von Leinau, und zerriß ſie alle wieder. Denn in das zärtliche Flehen einer Tochter um der Aeltern Glück, wollte ſie immer eine Stimme miſchen, welche da nicht hingehörte. Und doch mußte, wegen des Halsbandes, ein dankbares Wort geſagt werden. Aber wie denn dies Wort finden, daß es die innigſte Erkenntlichkeit, aber durchaus in der Welt ſonſt nichts Inniges ausſpräche? Mama ſchrieb endlich auch Briefe; allein Emma fand dieſe doch allzutrocken und kanzleimäßig. — „Wie ſoll des Fremden Herz für unſere Noth erwarmen, wenn unſer Jammer ohne Herzlichkeit und Wärme klagt?“ rief Emma.

So ward es finſtere Nacht und noch kein Brief fertig. Da beſchloſſen Mutter und Tochter, jede ſolle, wetteifernd mit der andern, den Brief entwerfen; dann wolle man das Beſte aus beiden vereinigen, und die Kälte des einen mit der Gluth des andern mildern.

In dieſer Arbeit, kaum angefangen, wurden ſie wieder durch die Magd unterbrochen, welche der Frau Helmold meldete, daß ſie Jemand ſprechen wolle. Es trat, ſobald es erlaubt war, der Jemand herein, und nach den erſten ausgewechſelten Höflichkeiten bedeutete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht des Herzogs zu kommen, der Mutter und Tochter nicht länger wegen Herrn Helmolds Schickſal in Kummer laſſen wolle.

Frau Helmold, mit Augen voller Thränen, den Friedensboten anlächelnd, hätte ihn entzückt umarmen mögen; Emma, freudig, ſprachlos, hätte ihm zu Füßen ſinken mögen. Sie ſtand hochglühend, mit geſenkten Blicken, die ſich nur dann und wann unter Thränen leuchtend zu ihm erhoben, da.

„Zwar der gegen Herrn Helmold angehobene Prozeß darf nicht gewaltſam unterbrochen werden,“ fuhr der Bote fort, „aber er möge auch enden, wie er wolle, allezeit wird ſeine Se. Durchlaucht dann für Herrn Helmold und deſſen Familie väterliche Sorge tragen. Ich wünſche, daß dieſe Zuſicherung ſie beruhigen und alle Furcht von Ihnen nehmen möge.“

„Ach!“ rief Frau Helmold: „wie gnädig iſt unſer Fürſt und Herr! Der Vergelter droben ſegne ihn. Aber mein unglücklicher Mann, darf ich ihm dieſen Troſt noch heut' bringen?“

„Er iſt ſchon von Allem unterrichtet und freudiges Muthes. Freilich werden Sie noch einige Wochen darauf Verzicht thun müſſen, ihn wieder zu beſitzen. Aber Sie können beide ſeine Befreiung beſchleunigen.“

„Wodurch?“ riefen beide, indem ſie bittend die Hände ausſtreckten.

„Wenn Sie verſchweigen gegen Jedermann, wie der Herzog in Betreff Ihrer denkt, und daß ich deswegen bei Ihnen war.“

„O können wir ſchweigen? Wir wollen im Gebete Ihren Namen dem Vergelter nennen!“ rief Emma.

„Und Ihr Name?“ fragte Frau Helmold.

„Mutter, es iſt der Wohlthäter, dem wir in dieſem Augenblick ſchrieben!“

Der Baron nahm die Einladung gern an, ſich bei ihnen zu verweilen, ihre Klagen, ihre Erkenntlichkeitsverſicherungen hören zu wollen; beſonders da Frau Helmold verſicherte, daß ſie den ganzen Abend einſam ſein würden.

„Man flieht uns ſchon um geraume Zeit wie Peſtkranke,“ ſagte Frau Helmold, „ſogar Menſchen, die wir für unſere ergebenſten Freunde hielten, meiden uns im Unglück!“

„So machen Sie mich zu Ihrem Freund in der Noth,“ ſagte der Baron, und erlauben Sie mir, bis Sie Ihren Beſchützer aus dem Verhaft zurück erhalten, daß ich Ihr Beſchützer ſein darf.“

Der Baron hatte ſich vorgenommen, nicht

länger zu verweilen, als erforderlich ſei, des Herzogs Befehl zu vollziehen — aber die paar Minuten verſchlangen den ganzen Abend. Wie edel war die Mutter; wie ſeelenvoll die in einer Art Begeiſterung athmende Tochter!

Als Leinau ſie nun verlaſſen hatte, fielen Mutter und Tochter einander ſtumm weinend an die Bruſt. Der Schutzengel ward ihr Geſpräch bis tief in die Nacht—ward es den ganzen folgenden Tag. Auch deutete man es gar nicht übel, wenn der Schutzengel ſich noch manchen andern Abend die Mühe nahm, zu erſcheinen, um ſich nach den Wünſchen und Bedürfniſſen der verwaiſeten Familie zu erkundigen.

Das Urtheil.

„Du haſt Recht gehabt, Leinau!“ ſprach der Herzog unwillig und warf die Akten des Helmold'ſchen Prozeſſes zurück: „Die Fürſten ſind nicht halb ſo geneigt, Deſpoten zu ſein, als ihre Unterthanen zur Sklaverei geneigt ſind. Die ſchändlichen Augendiener! Alſo ein bloßer Blick war genug, aller ihrer Redlichkeit ein Ende zu machen. Geſetz und Recht, was ihnen ſelber Schutz gewährt, treten die Elenden willig mit Füßen, um mir zu gefallen. Leben, Ehre, Freiheit, Vermögen, nichts iſt mehr ſicher.— Wohl, lieber Leinau, ich begreif' es, Sklaven können keine Freunde ſein, und Fürſten keine wahren Freunde haben, ſie müßten ſie denn unter Ihresgleichen ſuchen. Bleib' du mir nur getreu mit deiner Wahrheit, zerſtöre jedes Blendwerk um mich her, ſonſt bin ich verloren.“

Der Herzog und Leinau umarmten ſich und ſchworen einander neue Liebe.

„O Freund,“ fuhr der Herzog fort, „iſt es nicht abſcheulich, den guten Helmold ſeiner Stellen zu entſetzen, ihn Landes zu verweiſen, ſein Vermögen zu konfiszirn, wegen einer Vergeſſenheit, wegen einiger Worte, die er vor langer Zeit vertraulich äußerte, wegen Bekanntmachung von Rechnungen, die ſchon in Jedermanns Händen waren, und deren Geheimhaltung kein Geſetz geboten? Selbſt daß ſich die Papiere der geheimen Correſpondenz unter den Staatsſchriften deines Amtsverfahren gefunden haben, der ſie ohne Vorwiſſen des Archivars und des Regiſtrators zu ſich genommen hatte, konnte den guten Helmold nicht rechtfertigen. Man machte ihm zum Verbrechen entweder davon gewußt, oder nicht gewußt zu haben. Sünder in allen Fällen. Aber Ferlach's edelmüthige Schutzſchrift ſoll auf öffentliche Koſten dem Druck übergeben werden. Die Sache kömmt vor das Appellationstribunal. Ich will deſſen Spruch abwarten, und dann wollen wir handeln.“

Der Spruch des Abolationstribunals fiel aber zu Helmold's Gunſten aus. Der Herzog empfing ihn freudig. Er ließ ſogleich den Präſidenten des geheimen Rathes berufen, und ſagte: „Leinau, die Unſchuld ſiegt!“

„Weil man im Apellationsgericht vernommen hat, edler Fürſt, wie zornig dich die Geſetzſchänderei und Rabuliſterei des Hofgerichts gemacht. Hätteſt du deinen wahren Sinn länger verbergen können, wer weiß, ob Helmold nicht auch vor dem Appellationsgericht ſchuldig geworden wäre!“ ſagte der Baron.

„Ich kaſſire das feile Hofgericht,“ rief der Herzog, und bilde ein neues; an deſſen Spitze ſoll der freimüthige, gerechte Ferlach ſtehen. Ich entſetze den Staatsarchivar Wandel ſeiner Aemter; der gerechtfertigte Helmold wird zu dieſen erhoben.“

Aber den kenntnißvollen, treuen Mann auf ſeinen rechten Platz zu bringen,“ fuhr der Herzog fort, „iſt bloß eine Pflicht, die ich gegen den Staat habe. Doch, Leinau, wir ſind dem guten Helmold andern Erſatz ſchuldig; denn wir machten ihn und ſein häusliches Glück zum Opfer unſers Experimentes. Ich habe durch dieſen Verſuch Vieles, Vieles gelernt; gelernt, daß wir Fürſten bedauernswürdige Leute ſind, die durch ihre Lage ſchlechterdings außer Stand geſetzt werden, ſich ſelbſt oder die Menſchen kennen zu lernen, von denen wir umringt ſind; daß wir Fürſten mit einem vorlauten, abſichtsloſen Urtheil, mit dem Wink der Augen, mehr Unglück anrichten können, als wir mit allem guten Willen und Verſtand Gutes zu leiſten vermögen; daß unter zwanzig unſerer Unterthanen kaum immer einer groß genug denkt, Wahrheit und Recht über Alles zu lieben. Das Alles dank' ich dem Helmold, ich dank' ihm, daß du, Leinau, mir noch unendlich ſchätzbarer geworden biſt, als du warſt. Wie wollen wir vergelten?“

Folgen.

Es war ein Donnerschlag für Viele, besonders für die Hofrichter und Herrn von Wandel, als man folgenden Tags die Bestätigung des appellationsrichterlichen Spruches und die herzoglichen Beschlüsse erfuhr; erfuhr, wie der Präsident des geheimen Rathes selbst, auf Befehl Sr. Durchlaucht, dem verhafteten Helmold Unschuldigerklärung, Freiheit, Erhöhung in Amt und Gehalt verkündigt, dann denselben in seinen eigenen Wagen genommen und zu dessen Familie zurückgeführt habe, wie im Triumph; erfuhr, daß der Staatsarchivar von Helmold wenige Tage nachher an der Tafel des Herzogs gespeiset, dort große Auszeichnung genossen, und ein kleines aber angenehmes Landgut nahe bei der Residenz zum Geschenk erhalten habe.

Nun drängten sich die alten Freunde der Helmold'schen Familie wieder in Haufen zu dem vor Kurzem verlassenen Hause. Nun klagte der eine, er sei gerade zur Zeit des Prozesses abwesend, der andere krank, der dritte ohne einen Heller Geld, der vierte von Geschäften überladen gewesen. Nun erschienen wieder Emma's ehemalige Bewunderer und Anbeter. Nun regneten wieder Einladungskarten zu Kränzchen, Klubbs, Bällen, Redouten, Pikeniks, Privatkonzerten, Schlittenparthien u. s. w.

Frau Helmold, nicht ohne Bitterkeit, wollte alle zurückweisen. „Nein, liebes Weib," sprach ihr Mann, „werde darum nicht zur Einsiedlerin, weil die Leute schwach sind. Ich will die Menschen lieben, wie sonst, aber ich traue den wenigsten. Um in dieser Welt glücklich zu sein, muß man sich selbst ein wenig täuschen; im Glauben an die Menschheit sie für besser nehmen, als sie ist, und im Handeln für schlimmer, als sie sein mag. Es ist ein größeres Unglück, sich zeitlebens vor einem Erdbeben zu fürchten, als in einem Erdbeben umzukommen. Besser einmal und zehnmal im Leben betrogen werden, als immer Betrug wittern. Wir wollen alles aus Liebe den Leuten thun, aber nichts von ihrer Liebe erwarten."

Menschliches Urtheil.

In der Residenz, wie im ganzen Lande pries Jedermann Herzog Ludwigs Gerechtigkeit, und seinen Eifer, den guten Helmold wegen des erlittenen Unrechts zu entschädigen. Freilich wußte, außer dem Baron von Leinau, Niemand, wie die Sachen zusammenhingen; und daß Alles, was der Herzog that, nichts weniger als Großmuth, sondern Schuldigkeit war, um eine That auszuführen, die wirklich an Grausamkeit gegrenzt hatte. Denn ohne seinen Blik, ohne seine Aeußerungen, wäre Helmold nie als Verbrecher angeklagt worden.—Aber so sind die Menschen. Sie loben und vergöttern die Thaten der Großen, ohne die Quellen zu kennen.

Als der Frühling kam, besuchte der Baron von Leinau die Familie Helmold auf ihrem Landgut. Eines Abends, unter dem Schlage der Nachtigallen, lag Emma an seiner Brust, und bekannte ihm eine Liebe, die er ihr längst geschworen. Die Glücklichen! Der Aeltern Segen folgte. Der Herzog übernahm die Aussteuer seines Freundes.

Wenn nun der Geheimrathspräsident Freiherr von Leinau mit seiner reizenden Gemahlin durch die Straßen der Residenz fuhr, schüttelten die Leute den Kopf und sagten: „So, so? —nun ja, sie ist schön, das läugnet ja Keiner. Hm, hm! der Zusammenhang ist klar! Unser Herzog liebte den Baron, der Baron liebte das Fräulein Helmold; darum mußte der Registrator mit aller Gewalt unschuldig erklärt, das Hofgericht aufgelöset, der bedauernswürdige Staatsarchivar Wandel abgesetzt, Helmold mit Aemtern, Titeln, Landgut und Zubehören überhäuft werden. Das ist leicht zu begreifen. Wenn Jeder nur gleich solchen Schwiegersohn hätte! Unser Herzog ist ein vortrefflicher Herr, aber schwach, o schwach!—Er sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Wir andern sehen das Alles deutlicher, obschon in der Ferne, — aber der gute Herr ist verblendet. Es geht vielen Großen dieser Welt so!"

In der Residenz und im ganzen Lande tadelte nun jeder Herzog Ludwigs Schwäche, Kurzsichtigkeit und Härte gegen die, wegen der Helmold'schen Sache, in Ungnade Gefallenen. — Man tadelte ihn aber mit eben so vieler Ungerechtigkeit, als man ihn vorher vergöttert hatte. Baron Leinau erfuhr Alles und benachrichtigte den Herzog davon.

„Ich lerne daraus," sagte der Herzog Ludwig lächelnd: „es ist eben so schwer, daß ein Fürst seine Umgebungen, aber eben so schwer, daß ein Volk seinen Fürsten richtig würdige Es ist beinahe unmöglich. Wie viel Mißverständnisse, politische Mißgriffe, Verwirrungen und Leiden der Fürsten und Völker stammen aus diesen Quellen!"

Männertreue.

Von Wilhelm Blumenhagen.

Schwerer und schwerer athmete die kranke Alte; die Brust besaß nicht mehr die Kraft, wiederum auszustoßen die eingesogene Luft; ein tiefer Seufzer half dann zuweilen dazu und klang hohl wieder von der dünnen Lehmwand der Hütte, in welcher man den Todtenwurm durch die Stille deutlich picken hörte, durch die Kirchenstille, welche das Sterbebette einer frommen Greisin wie mit einer heiligen Osterfeier umgab. Neben dem kargen Bett saßen zwei junge Leute auf grobgeschnitzten Schemeln wortarm sich gegenüber; beide blühende Bilder der Jugend, denen man ansah, daß der Anblick des Todes sie erschütterte, da sie in ihrer Kraft nicht begreifen konnten, wie Sterben im Raume der Möglichkeit liegen könne. Der junge Bursch war eine Musterform der Männlichkeit in ihrer unverdorbensten Natur. Selbst in den dürftigen Kleidern eines Knechtes fiel der hohe schlanke Wuchs angenehm in das Auge, muskelvoll waren die nackten Arme, die Gesichtszüge scharf, das Auge, trotz der hellen Bläue, voll Glanz, und das blonde Haar kräuselte sich rund um eine gewölbte Stirn, auf der nichts von Knechtschaft zu lesen war, und welche jetzt düstere Falten bedeckten, die dem Blicke unter der zusammengezogenen Augenbraune einen Ausdruck von zürnender Heftigkeit gaben, der fürchten machen konnte. Aber keinem Menschen galt dieser Ausdruck von verschlossenem Ingrimm, er galt dem Schicksale, welches dem schlanken Nis Ipsen jetzt das Letzte und Liebste zu nehmen drohete, das durch die Bande des Blutes auf Erden ihm verbunden gewesen: die liebe Mutter, für welche er so schwer gearbeitet, für die er das Wenige gespart, was der Dienst auf dem Edelhofe des Herrn von Bombel ihm eintrug, und mit der er die höchste Wollust der Dankbarkeit und der Wiedervergeltung verlieren sollte.

Hima! sagte er mit dumpfer Stimme zu der feinen Dirne, welche ihm gegenüber saß und der Kranken die trockenen Lippen aus dem irdenen Milchnapf feuchtete; Hima, laß sie ruhen! Sie wird auf Erden kein Gericht mehr mit Vergnügen kosten, das Du ihr bereitetest, sich nicht mehr erquicken mit dem Weine, den ich ihr Sonntags einschenkte. Diese Freude ist nun auch gewesen, und mit ihr das B ste fort aus meinem Leben, und ich möchte morgen zu den Werbern gehen, und gegen den Landesfeind treten, der über das Meer kam.

Nicht also, Nis! entgegnete die Dirne im Ton sanften Vorwurfs, indem sie die langen, flachsgelben Haarflechten, die ihr bei dem Niederbeugen über das Gesicht gefallen waren, zurückstrich und ihre frommen Augen recht lieb nd schmerzlich zu ihm aufschlug. Wenn die Mutter Dich so wild reden hörte, gewiß ihr würde der Tod schwerer werden. Nein, Du mußt nicht so heftig sein überall, hier am wenigsten, wo du lernen könntest, wie sich's mit einem guten Gewissen und dem Erlöser im

Herzen so leicht und so sanft der letzten Stunde entgegensieht.

Ja, ja! antwortete Nis, Du und die Mutter, Ihr zwei seid ganz anders wie das gewöhnliche Menschenvolk. Wenn ich zwischen Euch saß, so war ich immer auch besser als sonst, und das Blut floß mir ruhig und still. Aber draußen, wenn ich sehe, wie der Arme sich plagt und nichts hat davon, nicht einmal ein weiches Bett und einen Festtagsrock, wie die Bösen obenauf sind und die Schlechten vom Schweiße der Guten zehren; da faßt mich oft ein Höllengeist, und ich möchte Jedweden anfallen und würgen, der Frohn und Demuth verlangt, weil sein Vater ihm ein Schloß nachließ, und der doch oft da ein Schlangennest trägt, wo unter dem Kittel ein ehrlich Herz gegen die Lumpen klopft.

Gedenke unseres Schloßherrn, Nis! fiel das Mädchen ein; macht er nicht vieles gut, was seines Gleichen unseres Gleichen thaten? Ist er so hart gewesen gegen Dich und mich? Welcher Andere würde Dir und mir erlauben, Tage lang hier die Mutter zu pflegen, indeß er selber unsere Dienste im Schlosse entbehrt?

Er ist ein weißer Rabe unter den Millionen Schwarzen, antwortete der Knecht. Da fühlt man die Knechtschaft kaum, so strenge er ist und so ernst er auf die Ordnung hält; ja wenn nur die Menschlichkeit daneben sitzt, thut beides wohl, da ohne beides kein Regiment bestehen kann. Wenn ich mir zuweilen träumend oder betend den Herrgott denken will, und das Bild vom jüngsten Gericht in der Kirche zu Claurzbull mir vor Augen steht, vor dem ich zum ersten Male zum Gottestische ging, so verwandelt sich das Gesicht des Todtenrichters jedes Mal in das Antlitz unseres alten Edelherrn, schaut freundlich aus den weißen Locken mit klaren Augen herunter, und ich bete dann herzlicher und spreche: Du ewiger Vater kannst nur ein Urtheil aussprechen über Alle, und das lautet: Gnade!

Sündige nicht! sagte das Mädchen ängstlich. — Den Schöpfer mit einem Menschenbilde zusammenstellen, dünkt mir ein böser Frevel.

Der Mensch hat Sinne und lebt durch sie das eigentliche Leben, so sprach der ehrwürdige Klas oftmals, antwortete Nis. Kann es den Allmächtigen beleidigen, wenn der Sinn sich von ihm ein Bild schaffen möchte, um ihn näher und deutlicher zu haben? Kann es das höchste Wesen beleidigen, wenn der Mensch zu solchem Bilde die liebsten Züge nimmt, welche ihm auf Erden lebten? Auch dein Bild, Hima, sehe ich zu Zeiten, und es ist der Johannes, welcher mit zur Rechten sitzet im Himmel, und oft ruft das Bild und winket in ferne Wüsten mich und spricht: Nis Ipsen, mache dich auf: denn hier ist nicht dein Platz!

Du bist gar ein sonderbarer Mensch, erwiderte das Mädchen scheu. Wenn man Dich nicht kennte und wüßte, wie gut Du sein kannst, sollte man ängstlich bei Dir werden. Jetzt so heftig und tobend wie ein junger Stier auf der Masch, und dann wiederum so tiefsinnig wie der mondsüchtige Schäfer zu Richelsbol. Aber das macht der alte Prediger zu Rodenäs, bei dem Du den ersten Dienst hattest; der soll auch Gespenster haben sehen können, soll ein Sonntagskind gewesen sein, soll gewußt haben die Stürme wegzuschwören und mit dem Haselstecken Gold und Wasser auszufinden.

Sprich mit Ehrfurcht von Abel Klas, fiel Nis ein. Dem frommen Manne danke ich vieles; manches hat er mich gelehrt, das freilich dem Knechte nichts nutzet und ihm sogar die Knechtschaft schwerer macht: aber er meinte es gut, und Friede sei seiner Asche. Und was nennst Du tiefsinnig sein? Ist denn der Mensch ein Thier, das dem Wolfe still hält, wenn er in die Hürde bricht, oder der Metzgerhand, die es zur Schlachtbank schleift? Es ist mir, als sei ich nicht geboren zum Stillhalten, und darum leide ich das Schimpfwort des Verwalters nicht, und der Stock des Großknechts darf sich gegen mich nicht heben.

Auch thut das ja Keiner mehr, seit Beide dich grimmig sahen wie den Nordweststurm, wenn er die Fluthen gegen die Klippen peitscht, setzte schnell Hima hinzu, weil sie die rothen Scheine fürchtete, die schon an des Burschen braunen Wangen bis zur Stirn hinaufliefen. Auch hat dich ja der Edelherr frei gemacht vom niedern Dienste, und Du darfst nur seine Leibthiere warten.

Und wer war der Engel, der zwischen mich

trat und den guten Herrn, gegen den selbst meine Hitze losbrach, als der Großknecht die Peitsche nach mir geschwungen? fragte Nis plötzlich sanft wie ein Kind. Warst Du es nicht, die alles gut machte und versöhnte? War es nicht Deine Stimme, die mich stumm machte, weil sie mir immer klingt, als käme sie gerade aus dem Himmel zu mir herunter? Und bist Du der Mutter nicht auch ein guter Engel gewesen im bösen Krankenbett, auf das sie so plötzlich das Alter niederwarf? O daß Deine Pflege so ohne Lohn bleiben wird, daß Du nie mehr die Freude haben wirst, sie herauszuführen in die Sonne, und daß ich so arm sein muß, Dir nichts vergelten zu können, was Du an der fremden Greisin gethan!

Ich dachte an meine Mutter, die fern in Flensburg wohnt, und der ich keinen Beistand leisten kann, wenn sie schwach wird, sagte das Mädchen. Ach! ist denn nicht jeder gute Greis ein Vater für alle gute Bursche, und jede gebrechliche Alte eine Mutter der guten Mädchen? Leihet nicht jeder Gute gern dem Alter den Arm zur Stütze, weil er der Eltern dabei gedenkt und des vierten Gebots? Haben sie doch uns geführt, als wir schwache Küchlein waren ohne Kraft und Verstand.

Und mir könnte die Vorsicht keinen reichern Schatz im Leben geben, fiel Nis mit feurigen Wangen ein, als wenn mir erlaubt würde, Dich zu führen, Dich zu schützen, bis sie uns beide in Ein Grab legten. Zugethan wareſt Du mir ja immer; daß Du es redlich und so recht vom Herzen mit mir meinſt, haſt Du bewieſen in der Pflege meiner Mutter. So frage ich Dich in dieſer ſchweren Stunde: willſt Du es halten mit mir treu und feſt? Willſt Du mein ſein und bleiben, und theilen Noth und Arbeit mit mir für immerdar? Sprich, Hima, denn ich bedarf eines Nothankers in dieſer Minute, wo der Sturm mir das Heiligſte zerſtört.

Braucht es denn da der Frage noch? ſprach Hima frei von der Seele her und reichte ihm die Hand. Mädchen wählen nur einmal und halten feſt bei dem Erwählten aus; aber Ihr Burſchen ſeid unſtätes Volk, ziehet von Ort zu Ort und wechſelt, wo Ihr hinkommt und Euch ein freches Auge verlockt.

Denke das nicht von mir, ſprach Nis und drückte ihre Hand feſt gegen ſeine Bruſt. So wahr ich meine Mutter liebe wie ein guter Sohn, ſo wahr ihre Scheideſtunde mir den größten Schmerz bringen wird, ſo wahr ich ihren Segen hoffe verdient zu haben durch Wandel und chriſtliches Herz: ſo gewiß will ich keiner andern Dirne je ſo die Hand drücken, und keine andere ſoll meinen Trauring am Finger zeigen.

Amen! ſagte eine dumpfe Geiſterſtimme, und Beide fuhren erſchrocken auseinander. Es war die Mutter. Ihr Athem tönte wieder leicht und frei; über das bleiche, hagere, Antlitz flog eine milde Roſenfarbe, und ihre Augen ſtanden weit offen und glänzten ſo klar und überirdiſch, als hätten ſie ſchon in das Reich der Seligen hinübergeſchaut. Zur Verwunderung der Kinder richtete ſie ſich ohne Hülfe raſch auf im Bett, faltete die dürren Hände zum Gebet zuſammen und ſah dann mehrere Male von dem Sohne auf das Mädchen und wiederum von ihr auf ihn.

Haltet zuſammen, flüſterte ſie kaum hörbar, haltet zuſammen wie ein lebendig Herz! Was Gott band, können Menſchen nicht trennen.— Es iſt ſo hell um mich her; alles ſchimmert wie Silber und ich ſehe Viele, Viele in glänzenden Kleidern.—Wer gutgerathene Kinder nachläßt, ſtirbt einen leichten Tod.—Sehet! da flattern Fahnen, und Trommeln wirbeln zu Eurer Hochzeit. O wie prachtvoll die Schiffe über die See hingleiten und donnern, donnern, daß die Deiche erzittern! Wie Du ſo groß biſt, Nis! aber der Federhut ſchattet Dein Geſicht, daß ich es nicht mehr erkennen kann. O warum wird es jetzt ſo dunkel auf einmal? Iſt das das Sterben?—Nis und Hima! Kommt näher heran; ich ſehe Euch ja nicht mehr.—Haltet feſt, feſt, recht feſt! —— Sie breitete beide Arme nach ihnen aus; langſam ſank ſie auf das Lager zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich müde, und das letzte Wort verklang fein und ſcharf wie der Ton einer zerſprungenen Saite.

Mutter! Mutter! rief der Sohn und warf ſich lang über die Todte hin. O gehet doch nicht! verlaßt Eure Kinder nicht! oder nehmet uns mit Euch zu den Vorangegangenen, zu den Glücklichen, die Euch nun ewig haben! —Wie ſinneberaubt ſank ſein Haupt neben das

erkaltete der Todten, und das Mädchen saß schluchzend am Bett und umschlang den geliebten Jüngling mit bebenden Armen.

Da fielen einige Gewehrschüsse in der Nähe, und kriegerische Hornmusik drang von fernher herüber. Die fremdartigen Töne erweckten den Mann aus seiner Geistesohnmacht. Das ist Schwedenvolk! rief er, wie von innerer Wuth gepackt. Kommen sie, meiner Mutter Sterbestunde zu stören? Aber zittere nicht, Du meine Liebe, mein letzter Schatz! Dein Nis ist ja da, und weder Dich noch die Heilige da soll irgend eine böse Hand berühren.

Heftig wurde jetzt gegen die Hausthür geschlagen und schwedische Flüche erklangen auf dem kleinen Hofraum. Nis trat rasch hinaus auf den Vorplatz, und die Dirne folgte ihm mit der Lampe, indem sie kaum Athem zu schöpfen wagte vor Angst.

Aufgemacht, Bauer! rief es draußen mit grober Stimme. Oder sollen unsere Kolben deine Thür zu Splittern schlagen?

Nis schob den Riegel zurück und zog die obere Hälfte der Pforte auf, vor welcher mehre schwedische Musketiere sichtbar wurden. Gehet weiter, Ihr Herren! sagte er mit fester Stimme zu ihnen, hier ist kein Raum zum Quartier: denn eine Leiche liegt in einem einzigen Bett dieser Hütte.

Bist du toll? fragte einer der Schweden zurück.–Meinst Du, dänischer Narr, Dein Mährchen möchte uns abweisen? Wir sind marode vom Marsche durch Euern tiefen Boden. Die Lebenden wissen wir aus den Betten zu werfen, so werden wir mit einem Todten nicht viele Umstände machen.

Nis hatte eine Steinhacke ergriffen und stellte mitten vor dem Eingange sich fest in seiner Kraftgestalt und mit dem glühenden, verstörten Gesichte, selbst den bewehrten Kriegern eine augenblickliche Furcht einflößend. Wagt es! rief er wie mit schallender Stimme der Schlacht. Wer einen Fuß über die Schwelle setzt, der hat zum letzten Male die Blechkappe auf einem heilen Schädel getragen!

Die Soldaten brachen in wilde Schimpfreden aus und schlugen ihre Flinten auf den Verwegenen an. Da erhob Hima ein Zetergeschrei und stürzte vor dem Eingange in die Knie, zugleich die Mündungen der Feuerröhre in die Höhe schlagend. Barmherzigkeit! schrie sie. Es ist ja selbst ein Kranker, der nicht weiß, was er thut, und der im Fieber tobt!—Ein alter Hauptmann trat von ihrem Geschrei herbeigezogen schnell heran und sprach: was geht hier vor? Musketiere, keine Gewaltthätigkeit! Ihr kennt des Königs strenge Ordre.

Man will uns nicht aufnehmen, murrte ein Schwede, und der mistige Bursche dort drohet einem Soldaten. Wer läßt sich so etwas gefallen im Feindeslande?

Mädchen, was soll's? fragte der Hauptmann barsch.

Herr, wir sind Dienstboten vom nächsten Edelhofe, antwortete das zagende Mädchen hastig; in dieser Hütte ist nur Ein Stübchen, und da drin liegt die eben verschiedene Mutter und ist noch nicht einmal kalt geworden, und Die da wollen die Todte aus dem Bette werfen, und dieser hier ist der Sohn der Todten.

Unmenschen! rief der Officier vorwurfsvoll aus. Fort, sucht Euch ein anderes Quartier! Dieses Nest ist ohnehin kaum mehr als eine Hundehütte. Schließet nur fest die Thür, Jungfrau, und wachet bei der Mutter. Mein Fourier soll sorgen, daß Ihr bis zum Tage ungestört verbleibt. Freundlich nickte er der Dirne zu und ging weiter. Hima aber befolgte schnell den Rath, schob den Riegel wieder vor und verrammelte die Hinterthür zum Gärtchen. In ernsten Gedanken dastehend hatte Nis das alles angehört und angesehen. Die Hacke hatte er sinken lassen und stand jetzt gestützt auf sie.

Und wer von uns schützte nun die theure Leiche vor Mißhandlung? wer rettete mein Leben zugleich? fragte er milde u. fast mit Beschämung. Nicht dieser starke Arm that es, nicht dieses starke Eisen, sondern Du und Deine unwiderstehliche Stimme. O wo giebt's einen Lohn auf Erden, das alles gut zu machen?

Hima legte sich einen Augenblick still an seine Brust, dann zog sie ihn mit sich zurück in das Stübchen, und Beide setzten sich stillschweigend neben der Leiche nieder.

Mehrere Tage waren dahin geschlichen, wie die Stunden des Schmerzes immer langsamer vorüberschleichen als die Stunden der Freude

damit der Mensch nicht übermüthig sich überhebe und den Weltenherrn vergesse, und die Armseligkeit der Erde, welche nur eine Gesellenwanderung darbeut, die bis zur Meisterkiste führt, und darüber hinweg durch Finsternisse zur Vollendung.

Die gute Mutter lag längst, von den Windeln des Lailachs umwickelt und sicher vor den Stürmen der Erdenwelt, in der schwarzen Wiege, die den Menschen zum letzten Schlafe einschaukelt, wie es die weiße Wiege that für den ersten Schlummer. Der gelbe Sand der Nordseeküste und ihre bunten Uferkiesel bedeckten die geliebte Todte; die schaumbedeckten Wellen murmelten an den Uferdämmen ihr den Grabgesang, und die Seemöve in ihrem weiß und schwarz gemengten Trauerkleide flatterte wie ein trauernder Dämon kreischend um den Hügel, den Nis Ipsen mit dem grünsten Rasen zu bekleiden bemüht gewesen. Der Schmerz des treuen Sohnes war scheinbar ruhiger geworden, scheinbar nur: denn nach innen geworfen hatte er sich zusammengeballt wie eine Riesenschlange, hauchte Gift durch das ganze junge Wesen, verdüsterte die reine, freie Seele und ließ das klare Auge alles Aeußere wie durch graue Schleier erblicken. O dem Herzen, welches gute Eltern verlor, fehlt ja jedes Band an die Vergangenheit; wie ein schwankender Baum ohne Stütze steht es in der Gegenwart, und die Zukunft ist ihm werthloser, weil die Augen derer nicht mehr freundlich zuschauen, deren Mitfreude, deren Lob dem Kinde das Beste ist an jedem Glücksfalle und an jeder gelungenen That.

Nur wenn Nis Ipsen im Schlosse Bombel die schöne Hima sah, wenn ein Viertelstündchen der Ruhe ihm vergönnt wurde, und er dann mit ihr im Baumgarten oder in der Gesindestube zusammentraf, so wich der düstere Gram auf eine Weile von dem frischen Gesichte, das der Schmerz mit recht tiefen Marken bezeichnet und wirklich entstellt hatte. Das fromme Mädchen theilte seinen Kummer um die Mutter und hatte noch einen zweiten dabei, die Sorge nämlich um den Geliebten, dessen Gesicht ihr zu deutlich seinen inneren Zustand verrieth. Mit der milden Zärtlichkeit, die nur in einem wahrhaft liebenden Weibe wohnt, mit all' den kleinen unschuldigen Freuden, die eine fromme Liebe schenken darf, umspann sie sein Wesen, wo sich nur die Gelegenheit darbot: denn Ipsens Gemüthsart kennend fürchtete sie irgend einen Zufall, der all den Ingrimm seiner Seele nach außen entladen möchte, wie die Berserkerwuth der Nordländer, verderblich für einen Jeden, den sie traf, verderblich für den, aus dessen Busen sie Flammen blitzte. Nur mit dem Mitleidsblicke schwesterlicher Theilnahme tröstete sie, nur mit dem Händedrucke der Liebe: denn sie wußte wohl, daß ein großer Schmerz sich in sich selbst verzehren muß, wie Hecla's Gluth, die kein Wolkenbruch erlöscht, und daß starke Herzen nur aus sich selbst den rechten Trost zu nehmen haben. Und ihre kluge Behandlung des Geliebten hatte die heilsamste Wirkung

Der Jüngling schien sich zu ermannen und seiner unmännlichen Gesunkenheit zu schämen; sie fand ihn nicht mehr Abends auf dem mütterlichen Grabe, wo er gar seltsame Gespräche geführt mit den vorbeischießenden Seemöven, als hielte er sie für die Geister seiner frühgestorbenen Geschwister; sie sah ihn sich der angestrengtesten Arbeit hingeben, und wenn er dann ermattet zu ihr trat, sie ihm den Schweiß von der großen Stirne trocknete, so fühlte sie an seinem heißen Kusse, daß das Leben ihm wieder werth geworden, und daß die Jugend den Sieg gewonnen, daß das Blut wieder kräftig und feurig in ihm rolle, und daß der Geist sich losgerungen aus den Fesseln entnervender und zehrender Melancholie. Die schöne Hima freuete sich daran und hoffte auf eine heitere Zukunft, da der weißlockige Edelherr die Zuneigung seiner beiden Lieblingsdiener, die, eben weil sie schuldlos war, sich nicht in die Nacht verbarg oder durch Diebeszeichen verständigte, mit Vergnügen zu sehen schien; sie machte, wie die Frauen gerne thun, weite Pläne für die Folgezeit. Ein Häuschen ihnen vom Herrn geschenkt, eine kleine Heerde auf dem Anger dabei, sie beide als gesunde kräftige Eheleute arbeitend von früh bis Nachts, eine Wiege mit Nis Ebenbilde drin, das waren die Hauptbilder in den Träumen der Jungfrau, und sie war überglücklich unter dieser leichten, flüchtigen Gesellschaft.

Das schwedische Heer, welches einen Einfall in das Dänenland gemacht hatte, war indeß immer weiter fortgeschritten. Jenes kleine Streifcorps, welches die Sterbestunde der Frau Ipsen auf so rohe Weise störte, wurde ersetzt durch eine nachrückende Hauptbrigade; in der Stadt Tunder schlug der kühne General Stenbock sein Hauptquartier auf, und sein Leibregiment wagte sogar den kleinen Meerbusen zu überschreiten, in welchen die Widaw und der Brestluß sich ergießen; schwedische Völker besetzten die kleine Insel von Avenborg und weideten ihre nordischen Rosse auf den Wiesen der Halbinsel Horsbuther.

Auch die freundliche Ruhe, die der Gutsherr von Bombel seit Jahren durch Ordnung und Liebe um sich zu verbreiten gewußt und die seinen Edelhof allen Gästen werth machte, wurde durch den Aufenthalt der feindlichen Völker gestört, die zu- und abzogen, bis ein schwedischer Reiterofficier für länger sein Quartier im Schlosse nahm. Lieutenant Steinström gehörte zu jenen jungen Helden, welche, wenn ihr erster Feldzug zufällig mit dem augenblicklichen Siegesglück ihres Feldherrn zusammentraf, sich selber einen großen Antheil des Triumphes zuschreiben und sich von da an für unüberwindlich halten. Der junge Mann war von der Natur nicht stiefmütterlich behandelt, sein Wuchs schlank und hoch wie die Tannen Dalekarliens, und seine Kameraden fanden in seinem Antlitz eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen des tapfern Königs Karl: sein rundes Auge lag unter der schroff aufsteigenden Stirn weit vor wie jenes des königlichen Kriegers, und wie dieser pflegte er gar öfters das kurzgeschnittene Blondhaar steif hinauf von der Stirn zu streichen. Nur in einem Punkte wich des Lieutenants Neigung gar sehr von dem tapfern Monarchen ab: denn Steinström liebte die Weiber so sehr wie seinen lichtbraunen Normann und hielt, seit er Helm und Achselband trug, alle Schönen der Erde für seine gewisse Beute. Nothwendig mußte zu Bombel schon in den ersten Tagen ihn die Langeweile mächtig plagen: denn es gab da weder eine schöne Wirthin, noch frische Fräuleins, und des Edelmannes Gespräch fiel sehr einsylbig aus, theils weil der brave Däne wenig Freude an seinen stolzen Gaste hatte, theils weil die Erfahrung ihm Vorsicht anbefahl im Umgange mit einem jungen Sausewinde, der zu den Bedrückern des Vaterlandes gehörte.

Die schleichende Zeit bewog den Junker, sich herunterzulassen von dem gewohnten Olymp und wie ein griechischer Gott unter den hirtlichen Arkadierinnen sich umzusehen, da keine ebenbürtige Göttin ihm begegnen wollte. Seine Blicke fielen auf Hima, und bei genauerer Betrachtung wunderte er sich, wie so viele Jugendblüthen, so viel Reiz ihn nicht schon längst als Kenner angezogen hätten. Die unverdorbene Jungfrau bemerkte nicht, wie der Schwede alle ihre Bewegungen beobachtete, wie, wenn sie die Tafel abräumte, sein brennendes Auge an ihren blühenden Wangen sog wie Mittagsgluth an der frischen Rose, und wie er jede Gelegenheit aufsuchte, ihr in den Schloßgängen zu begegnen. Sie kannte nichts von dem, was die verstohlenen Andeutungen enthielten, die der Schwede im Vorbeigehen flüsterte, und mit denen er jedes Mädchen in Stockholm sofort roth gemacht haben würde; sie verstand seine Sprache nur zur Hälfte; so ging sie unschuldig und sorglos neben dem Versucher hin, entflammte aber dadurch seine verwegenen Wünsche mit jedem Tage weiter.

Wohl bemerkt hatte der Lieutenant die Stunde, wo Hima täglich sein Zimmer aufzuräumen pflegte, eine Stunde, die ihn gewöhnlich zu militärischen Pflichten abrief, und welche sie wahrscheinlich darum zu dieser Dienstpflicht auserlesen hatte. Absichtlich kürzte er eines Nachmittags seine Geschäfte ab und sprengte mit erhitztem Gesichte und aufgeregter Phantasie zurück zum Schlosse. Das Geschick schien ihm günstig: die Thore des Edelhofes standen geöffnet; der Hof war menschenleer, und das Innere des Gebäudes schien ausgestorben. In seinem Kabinet hielt der Edelherr Ruhe nach der Mittagstafel; die Diener waren in den Nebengebäuden beschäftigt, die Knechte auf Feld und Wiese bei der Arbeit. Durch leisern Auftritt das Geklirr der Sporen auf den breiten Steintreppen und in den hallenden Gängen vermeidend, gelangte er zur Thür seines Zimmers, stieß sie rasch auf und sah mit Entzücken darin Hima aufräumend und ordnend, erhobener

die Rosen ihrer Wangen gefärbt durch Arbeit und Mittagsschwüle, enthüllter den lockenden Reiz ihres Körpers in der leichten Haustracht für solche Arbeiten. Verwundert schaute das Mädchen auf ihn, wie er hastig den losgeschnallten Pallasch auf den Tisch warf, die Blechhaube von dem blonden Haare riß und mit funkelnden Augen auf sie zutrat.

Ist Daphne endlich einmal allein, ist mein kleiner Abgott endlich einmal einsam für mich? rief der junge Heros, indem er seine Arme ausbreitete, und als sie der Umhalsung auswich, seine Hand um das weiße Fleisch ihres nackten Armes schlug und mit dreister Gewalt sie zu sich zog.

Nun was starrest Du mich so groß an mit den herrlichen Augen, die mild und scharf sind zugleich wie Taube und Aar? fragte er, als sie sich loszumachen suchte und ihr Gesicht die höchste Verwunderung über den unvermutheten Angriff ausdrückte. Glaubst Du, Soldaten beständen aus gleichem Eisen wie ihr Küraß und könnten die Schönheit sehen ohne Wallung? Dann hast Du geirrt! Schöne Feindinnen sind die reichste Beute des Kriegsmannes, und ihr süßer Kuß giebt dem Klugen höheren Preis, als das welke Lorbeerblatt.—Hima trat ohne Antwort, aber mit einem Blicke voll Furcht von ihm weg der Thür zu. Er sprang ihr voraus und schob entschlossen den Nachtriegel vor.—Du fürchtest den Herrn oder gar den Liebhaber? fragte der kecke Lieutenant weiter. Zage nicht deshalb; der Alte schläft im Polsterstuhle, und das Schloß ist öde wie eine verfallene Geisterkapelle, wir allein sind wach und lebendig, und nichts steht unserm Glück im Wege. Wirf Dich ohne Scheu in meine Arme! Ich nehme Dich mit bei dem Abmarsche und jenseits der See sollst Du eine schwedische Dame werden: denn solch ein schönes Kind, solch eine Edelgestalt paßt nicht in die grobe Tracht der Hausmagd, und Sünde wärs für jeden gefühlvollen Junker, Dich darin zu lassen.

Hima hatte sein Geschnatter angehört mit immer mehr erbleichenden Wangen; als er jetzt aber kühner auf sie eindrang, flammte die Gluth der Scham und des Zornes zugleich über ihr Gesicht. Zurück! rief sie mit heller Stimme. Der Herr hat ehrlicher Eltern Tochter vor sich, und läßt Er den thörichten Spaß nicht, so rufe ich das Haus wach, und die Folgen mag dann der Herr sich selbst zuschreiben.

Sperrst Du Dich, kleine Coquette? lachte der Junker. Weißt auch Du schon, daß geraubte Frucht am süßesten schmeckt und die Wehr den Sieg vergnüglicher macht? Ziere Dich nur immerhin, ich will thun, als glaubte ich daran, und Dir die Küsse, nach denen Deine rothen Lippen so lüstern sind, aufdringen.

Mit kräftigen Armen umfing er sie jetzt, riß sie an seine Brust, und das Mädchen fühlte am Drange des Blutes, welches gewaltsam gegen ihr Herz hinströmte, daß sie einer Ohnmacht nahe und dann verloren sei. In einem lauten Schrei machte sich ihre Angst Luft; aber der Stürmer kehrte sich nicht daran, und schon fühlte sie seine Küsse und den stechenden Zwickelbart auf ihrer Stirn, ihrem Nacken und den Wangen, die im doppelten Feuer der Scham u. der Verzweiflung erglüheten. Ein Retter kam unverhofft und auf dem unbetretensten Wege.

Nis Ipsen hatte nach dem Mittagsmahle das alte Leibroß seines Herrn, welches krank geworden, auf dem grünen Anger hinter dem Schloßgarten spazieren geführt. Der gute Holsteiner ward müde durch die erzwungene Promenade, streckte sich in das hohe Gras und sog mit den weiten Nüstern wollüstig den erquicklichen Dunst der rothen Kleeblüthen ein. Nis sah dem alten Wulf eine Weile zu; dann dachte er an seine Hima, und wie es jetzt vielleicht erlaubt sei ein Stündchen mit ihr zu verkosen. So streichelte er dem Thiere noch einige Male den blanken Hals und schlenderte dann durch den Garten als den nächsten Weg dem weißen hohen Hause zu. Wie erschrack er aber, als aus den obern Fenstern des langen Flügels plötzlich Himas Angststimme deutlich ertönte! Sollte den Edelherrn ein Unglück betroffen haben? Aber die offenen Fenster über ihm gehörten ja zu der Behausung des einquartierten Schweden. Ein furchtbarer Gedanke ergriff die Seele des jähzornigen Jünglings. Viel zu

weit war der Weg am Schloßfügel hinab zum Thore des Hauptgebäudes. Ein gebrechliches Spalier an der Wand trug grüne Weinranken, welche jedoch noch nie in der nordischen Sonne süße Frucht gebracht. Eine willkommene Leiter erschien ihm jetzt das nutzlose grüne Gegitter. Leicht wie ein steigender Falk schwang er sich am Geländer empor; es brach nicht unter der rüstigen Gestalt; die starke Hand erfaßte das Fenster, noch ein Schwung und er saß auf dem Rande des offenen Fensters.

Was er sah, war kein Anblick für einen Bräutigam. In halber Ohnmacht sank eben Hima auf einen Sessel nieder, und der fremde, gewaltthätige Mann hatte sie im Arme und drückte seine Lippen begierig auf ihren nach Luft lechzenden Mund und ihren entblößten Hals. — Wildlodernd, in furchtbar erwachtem Grimme sprang Nis vollends in das Zimmer hinein; ein Griff entblößte den eigenen Pallasch des Feindes, den die Begier blind und taub gemacht; ein Stoß rannte die breite Klinge von der Seite mitten durch des Schweden Leib, daß er sogleich mit einem Todesächzen neben dem Stuhle niederstürzte, das Mädchen mit seinem innersten Blute überspritzte und in wenigen Minuten mit schmerzvoll verzerrtem Antlitze seine Seele verhauchte.

Mit wilder Angst hatte indeß Nis die Geliebte zu sich hergerissen, als wollte er sich überzeugen, daß sie noch lebend, noch sein, noch ganz ihm angehörig sei. Bleicher wie der Ermordete am Boden, hing die zitternde Dirne an seinem Halse und stammelte mit Entsetzen: Nis! Nis! was hast du gethan?

Dich gerettet und Deine Ehre! Dich und mich gerächt, wie es dem Manne geziemt! antwortete Nis mit furchtbarer Kälte. Das ganze Schleswig hätte er verheeren mögen, ich konnt's nicht hindern und hätte still drein gesehen: aber Dich schmachvoll antasten, das durfte Keiner, so lange ich Athem hole, am wenigsten solch ein flachsbärtiger Schwedensohn.

Aber nun? was nun? Du bist verloren und ich bin es mit Dir! jammerte sie.

Da überfiel auch ihn, wie ein Gewitter im Walde den Verlassenen, das volle Bewußtsein der blutigen That; alle Folgen, die sich daran knüpfen mußten, stiegen sie plötzlich auf vor ihm, und bleich wie des Mädchens Wangen wurde auch sein Gesicht, und von einem ungeheuren Schmerze ergriffen umklammerte er die Liebliche fester und fester, als wollte der Tod sie ihm jetzt sofort entreißen zur rächenden Strafe.

Indem klopfte es draußen; des Edelherrn Stimme wurde vernehmbar, und Hima öffnete die Zimmerthür von innen. Das Entsetzen faßte auch den besonnenen Baron, als er den Officier in seinem Blute erblickte. Mit jener Kälte, welche die Ergebung in das härteste Schicksal bei solchen Begegnissen auch den Verzweifelnden aufdrängt, wandte sich Nis an den guten Herrn:

Richtet nicht schnell, Herr! sagte er mit dumpftönender Stimme. Ich bin der Mörder, aber mich gereut die That nicht einmal. Der blonde Bube war des Landes Feind und der Schänder meiner Liebe. Gott hat ihn geschlagen durch meine Hand, und seine Menschen mögen jetzt machen mit mir, was ihnen gut dünkt; ich stehe furchtlos vor ihren Ketten und Henkersbeilen.

O helft, rettet, gnädiger, guter Herr! bat Hima und warf sich auf die Knie vor dem Edelmanne. Er konnte wahrlich nicht anders, und der da war ein Bösewicht. Um meinetwillen hat der Nis das gethan, und ich würde nie wieder ruhig auf Erden, träfe ihn um mich solch gräßliches Verderben.

Der Baron stand einen Augenblick sich besinnend und die Augen starr auf den Leichnam geheftet. Ich sah das kommen, sprach er wie in sich hinein; diese jetzt gebrochenen Augen verriethen die Begier unversteckt. Du hättest besser gethan, Nis, setzte er dann hinzu, wenn Du die Kraft Deiner nervigen Arme an ihm versucht und seinen Stahl ungezückt in der Scheide gelassen hättest. O Dein heißes Blut, das den Verstand überströmt, hat uns alle in die bedenklichste Lage versetzt. — Dein Leben, des Mädchens Glück, mein Vermögen, alles das steht auf dem Spiele durch den einzigen wilden Griff an dieses Degengefäß. Hima schluchzte; Nis senkte sein Haupt; der Greis nur hob den schneeweißen Apostelkopf mit jedem Augenblicke höher.

Was hilft das Zagen? sprach er darauf er-

muthigt. Im Sturm und Schiffbruch bedarf es der höchsten Geistesstärke. Bis zum Abende läßt sich der Mord verbergen. Du mußt fort auf der Stelle, dann können wir uns vielleicht sicher stellen.

Fort soll er? kreischte Hima und umklammerte ihn mit Todesangst.

Der gnädige Herr ist gütig wie der Himmel, entgegnete Ipsen. Ja, ich muß fort, aber zage nicht darum. Wir sehen uns wieder, und wo Dein Nis auch sein mag, Du bist immer dicht neben ihm.

Die Jungfrau ließ die Arme schlaff an ihrem schlanken Leibe nieder fallen, und ihr Kopf sank in Trostlosigkeit herab auf die Brust. Eilig trieb jetzt der Baron Beide aus dem blutbefleckten Zimmer, das er fest verschloß und den Schlüssel zu sich steckte. Mit sich nahm er sie in sein Cabinet. Hier übergab er dem Jünglinge eine gefüllte Börse, schrieb ihm einen Brief auf Hamburg und befahl ihm ein Pferd seines Marstalls zu satteln und augenblicks damit die vorgeschriebene Marschroute zu verfolgen. Fast aufgelöset in Schmerz hing Hima an dem verstummten Lieblinge. Sanft machte der Edelherr ihre erstarrten Arme los. Willst Du ihn tödten, der für Dich sich mit Blut befleckt hat? fragte er eindringlich. Willst Du ihn fallen sehen unter den Bajonetstichen der erbitterten Soldaten, oder hinschleppen zum Schaffot, zum schimpflichern Sündertode? Ich will Dir Vater sein; in allem Uebrigen wende Dich zu Deinem Gott; fromme Bitten erhört er gern, und ich kenne Dich, Du bist rein wie seine Himmelsbürger. Ihr werdet Euch wiedersehen, und wäre es auch erst auf meinem bemoosten Grabhügel.

Nis riß sich los; er preßte ihre Hand mit der linken an sein Herz, mit der rechten deutete er sprachlos zum Himmel und stürzte die Schloßtreppen hinunter. Bald sahen sie ihn auf dem brausenden Hengste vom Hofe sprengen.

Der Baron schöpfte freier Athem und dachte jetzt auch an sich und seine arme Hima. Im Schlosse konnte für sie keine Sicherheit sein, wenn der Mord unter den Kriegskameraden des Lieutenants kund wurde. Er selbst rief einen Knecht vom Felde, ließ den Wagen fertig machen und seine Kostbarkeiten, den kleinen Familienschatz und das baare Geld einpacken. So fuhr er mit dem Mädchen vom Schlosse ab, den Weg zu Lande nach der Stadt Tundur einschlagend, wo er in der bekannten Rechtlichkeit des Generals Stenbock bei offenem Berichte der unglückseligen Begebenheit Schutz und Gerechtigkeit zu finden hoffte.

Plötzlicher Wechsel des Schicksals greift heftig ein in die Räder der geistigen Maschine, die Mensch sich nennt, oftmals verderblich und zerstörend; nur wenige Naturen ertragen unverletzt den Uebergang von Freude zu Leid, von Ruhe zur Verwirrung, vom Glück zum Elende ohne harte Folgen, dem russischen Krieger gleich, der aus dem Schwitzbade hervorstürzend die dampfenden Glieder in dem Schneewasser des winterlichen Flusses mit Wollust abkühlt.

Auch Nis hatte eine unverwüstliche Natur, und als er erst einige Meilen auf seinem hochwerfenden Gaule hingetrabt war, erhielt sein starkes Gemüth die Festigkeit wieder, welche in jener Stunde voll Leidenschaft und vorschneller That die Wirbel des heißen Blutes erschüttert hatten. Seine fromme Hand befleckte Menschenblut; das war sein erster Gedanke, als jetzt sein schnaufender Hengst mächtig hinschritt auf den ihm bekannten Richtwegen durch die fetten Maschwiesen Schleswigs. Aber dieser Gedanke, wenn er auch Schauder erregte, warf keinen Scorpion in sein Gewissen. War der Ermordete doch ein Feind des Königs, ein Gewaltthätiger, ein Unschuldsräuber gewesen: so kam ihm seine That vor wie ein Gottesblitz, der den bösen Saulus mitten in der Unthat niedergeschlagen. Sein zweiter Gedanke traf des guten Herrn und seiner schuldlosen Braut Verhängniß. Was konnten die schwedischen Reiter in ihrer ersten Wuth nicht alles an ihnen verüben! Fast hätte er den Zügel seines Pferdes zurückgewendet, als seiner Phantasie die Bilder von Mißhandlung und Brand vorüberzogen, die sich an diesen Gedanken reiheten. Helfen, schirmen konnte er freilich nicht, aber rächen doch und mit ihnen in der Wehr untergehen.—Da sah er von der mit Birken bewachsenen Höhe, über welche er hinritt, fern eine Schwadron Dragoner aus einem Dorfe herrücken, sah die wehende Standarte, die blin-

kanden Waffen, hörte den schmetternden Trompetenstoß. Ketten, Kerker, Hohn und Henkerbeil standen ihm plötzlich vor Augen, und der mächtigste aller Thiertriebe, der Trieb der Selbsterhaltung, flammte auch in ihm auf, und der Instinct unterjochte alle Gefühle. Er drückte dem Hengste fest die Ferſen ein und ſetzte raſtlos ſeine Flucht fort, bis er in den Grenzen des hamburger Gebietes ſich ſicher glauben durfte.

Die freie gewaltige Hanſeſtadt nahm den Flüchtling auf; doch fand er keinen Vertrauten, keinen Rathgeber in ihr: denn der Senator, an den der Brief des Barons gerichtet war, hatte die Stadt verlaſſen, und die Furcht hielt Nis ab, einem andern ſein blutiges Geheimniß anzuvertrauen. Er verkaufte ſein Roß und wanderte umher in den endloſen Straßen und an den geräuſchvollen Landungsplätzen. Das große Leben des Welthandels that ſich vor ihm auf: er ſah die reichbeladenen Schiffe auf dem majeſtätiſchen Elbſtrome heraufſchwimmen, ſah ſie ankern und hörte das muthvolle Jauchzen der kühnen Seefahrer. Wunderſame Ideen wurden in ihm wach: er träumte ſich unter jene Glücksritter, von denen er manche in ſtattlichen Kleidern landen und von bettelhaften Angehörigen empfangen ſah; auch er wollte ſo einmal wiederkommen, oder — nimmer: das gelobte er ſich; aber ſeine Sehnſucht nach dem Auslaufen zur Glücksfahrt wurde nicht in Erfüllung gebracht: denn widrige Witterung hielt alle beladene Kauffahrer im Hafen zurück. Da hörte er eines Morgens, als er betrübt und tiefſinnig über den Fiſchmarkt wanderte, zwei derbe Schifferfrauen ganz laut ſeine Geſchichte beſprechen; mit grellaufgetragenen Farben beſchrieb man die Mordſcene, lobte mit derben Beinamen den Burſchen, welcher den rieſenhohen, langbärtigen Hünen aus Schwedens Gebirgen mit der Eichkeule erſchlagen haben ſollte; erzählte, wie die feindlichen Soldaten das Schloß geplündert und angezündet hätten, indeß durch die Ankunft ihres Generals an der Ausführung ihrer Rachepläne gehindert worden wären, und wünſchte dem braven Dänen glückliche Reiſe über die Elbe, ehe ihn die Nachforſchung ſelbſt in der freien Reichsſtadt ausfinden möchte. Mit Schreck hörte Nis Ipſen die Fiſchweiber-Geſchichte, worin er ſelbſt die Hauptrolle ſpielte. Er nahm die Warnung als Himmelsſtimme auf, ſchnürte ſein Bündel und pilgerte mit ihm auf dem Rücken ſchon Mittags weiter, den nächſten Weg durch das Weſtphalenland der Stadt zu, wo er am leichteſten ſeiner Wünſche Erfüllung zu finden vermeinte.

Auf der langen Reiſe ſtieß unſerm Wanderer kein Abenteuer auf, welches Einfluß auf ſein Schickſal haben konnte. Er erreichte Amſterdam, ging aber auch hier in der Irre umher, wie am Elbufer: denn unbekannt mit dem wüſtſcheinenden, lärmenden Leben, in das er mitten hinein gerieth, blieb ihm die Scheu unüberwindbar, von der jeder Neuling in dem Gewühle einer ſolchen Weltſtadt befangen werden muß. Aus der Treckſchüte, die ihn hergebracht, war er geſtiegen, hatte in dem Canalhauſe mäßig geſpeiſt, dann die Stadt bewundernd durchſtrichen, und ſah ſich bei der Dämmerung nach einer Herberge um, die für ihn paſſen möchte: denn alle die großen Gaſthöfe mit den goldenen Aushängeſchilden ſchienen ihm zu prächtig für ſeines Gleichen, und er wagte nicht auf die blankgewaſchenen Vorplätze mit ſeinem beſchmutzten Schuhwerke zu treten. Als er ſich ſo verlegen in der Gegend des Hafens umſah und unentſchloſſen daſtand, traf ein Frauenzimmer auf ihn in netter, reinlicher Tracht, von ſchlankem Wuchs und artigen Manieren. Wie ſie im Vorbeigehen ihm ſo freundlich in die Augen ſchauete, gemahnte ihm der Blick wie aus Himas Augen, obgleich er ſich geſtehen mußte, Hima habe ſelbſt ihm nie ſo dreiſt unter den Hut geſehen. Doch die freundliche Erinnerung gab ihm Muth, und er redete die Dirne an und fragte nach einem Gaſthauſe für Leute wie er.

Mein Herr iſt fremd hier? fragte ſie zutraulich zurück. Wel, Ihm ſoll gedient werden, wie Er beliebt, ſetzte ſie ſofort freundlicher noch hinzu. Da drüben das Häuschen mit der rothen Wand iſt meinem Vetter zu eigen, iſt eine Schenkwirthſchaft für Schiffersleute, und will mein Herr vorlieb nehmen, ſo wird er willkommen ſein.—Nis dankte herzlich und nahm ſogleich die Einladung an, und das Mädchen ſchwatzte im Fortgehen ſo traulich mit ihm, als wäre ſie ſeine Schweſter, legte treuherzig ihre Hand auf ſeinen Arm, ließ ſich von ihm über

eine schlechte Stelle am Canal tragen und schlang dabei ihre runden Arme so fest um seinen Hals, daß ihm seltsam warm wurde, und wußte ihm dabei zugleich durch ihr kindisches Geschwätz einen Theil seiner Lebensverhältnisse, vorzüglich seine Vorsätze für die Zukunft, abzulocken. Es läßt sich denken, wie wohl es einem jungen unbeholfenen Menschen thun muß, wenn er mitten im Getümmel der Welt, das ihm fremd ist und welches fremd an ihm wegtobt, ein Geschöpf findet, das ihn theilnehmend begrüßt, das da fragt und antwortet, wo so lange mitten im Gedränge der Tausende leere Wüste für ihn war. So erging es auch dem Nis Ipsen mit seiner Unbekannten, und als er jetzt in den menschenvollen Saal trat und die wilden, sonnenverbrannten Gesichter seiner Führerin auswichen, auch ihm Jedermann mit starrem Betrachten Platz machte, da fühlte er eine Verpflichtung gegen diese Ariadne, welche sein Gespräch zu ihr mit höherer Freundlichkeit würzte, als bisher ihm sein Seelenzustand erlaubt hatte irgend Jemandem auf der Reise durch die fremden Länder darzulegen. Im Grunde des großen Zimmers führte die Circe ihren Ulyß zu einem gedeckten Tischlein, und auf einen Wink von ihr trug ein stämmiger rauher Mann mit einem grämlichen, unrasirten und ungewaschenen Angesicht ein Abendbrot und einen Wein herbei, wie Nis heute noch zu finden nimmer gehofft hatte. Die Dirne klapperte nur wenige Worte mit dem mürrischen Aufwärter, auf welche ein bedeutsames Kopfnicken von diesem zu antworten schien; dann war sie wieder an des Jünglings Seite, und legte vor und schenkte ein, als wenn sie heute nur zu diesem Dienste angestellt worden. Dem unerfahrenen, unverdorbenen Jünglinge mußte die Aufmerksamkeit des nettgekleideten und gewandten Dämchens sehr wohl thun, und er bekam durch ihr Benehmen einen hohen Begriff von den gastlichen Tugenden der Holländerinnen, und betrachtete das blühende, schelmische Gesicht mit immer steigender Theilnahme.

Ein neuer Ankömmling zog indeß seine Augen von ihr ab. Ein namhafter Seemann war es, breitschultrig und mit riesigen Gliedmaßen. Sein schwarzes Wams war von feinem Tuche und mit Silberlitzen geziert; weite Beinkleider von feiner Leinwand und ein scharlachenes Westchen mit blauer Schärpe gegürtet, verkündete den Vornehmern unter den rohen Gästen dieser Schenke; ein buntes Seidentuch hing locker an dem nervigen, nackten Halse, und das schwarze, verwildertee Haar deckte ein großrändriger Hut mit einer silbernen Troddelschnur umwickelt. Mit Respect wich man ihm aus überall, wo er gleichsam die Gesellschaft controllirend vom Tische zu Tische schritt, bis er einige Schritte von Ipsens Sessel Halt machte. Mit wahren Habichtsaugen betrachtete er den Fremdling über der Geiernase weg, wie ein Räuber die gewonnene Geldbörse mit den Augen wiegt; geschwinder warf er den Tabak im weitgespaltenen Munde, der mit vorragenden gelbgebeizten Zähnen einem Haifischrachen ähnelte, hin und her, trat mit grinsender Freundlichkeit näher und kniff frech das Mädchen in die vollen Wangen.

Der Neid muß es dir lassen, Martha, kein Tuneser kommt dir gleich, und wenn er auf dem Topmaste zwei goldene Halbmonde führte! redete er sie an mit einer tiefen, aber rauhklingenden Stimme.

Ihr seid guten Humors, Capitain, antwortete das Mädchen, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit. Wahrscheinlich hat Euch der Genever heute besonders geschmeckt, oder die Würfel sind im Kaffeehaus immer mit dem großen Pasch gefallen, daß Ihr flötet wie die Bootsmannspfeife und nicht brummet wie gewöhnlich.

Potz Wallfisch und Nordkaper! entgegnete der Capitain. Schweige mir von dem langweiligen Krebsleten auf dem Festen! Uebermorgen knarrt die Ankerwinde, und ich möchte alle Royalsegel über das Bramsegel setzen, um wieder in das Salzwasser zu kommen. Bei Eurem Süßwasser wird man in einer Nachtwache zu einem Bärenhäuter und lumpigen Beutelschneider, der nicht das aufgedrehte modernde alte Tau werth ist, mit welchem man ihn an die Raaen aufknüpft. Willst Du mit Meisje? Potz Wallfisch! Du bist mehr werth als der geschickteste Harpunirer und der verwegenste Enterer. Meisje, Du bist die kluchtigste Fischreuse im ganzen Niederlande; und hast heute einen Stör eingefangen, der Dir mit einer Schürze voller Stüber nicht bezahlt werden kann.

(Schluß folgt.)

Poetisches.

Die Hochtzeitfeier.

von H. Wenzel.

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blasses Mägdelein
Mit langem blonden Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz,
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog, schön und fein,
Hat ihr die Treu versprochen,
Und hat dem armen Mägdelein
Nachher sein Wort gebrochen,
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden,
Da brach der Tod den trüben Blick,
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er, aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören;
Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und stark,
Als daß er Thränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf,
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl in schnellstem Lauf
„Dem Herzog Kunde brächte?
„Der möge, daß in stiller Nacht,
„Von heut nach dreien Tagen,
„Mein blasses Mädchen Hochzeit macht,
„Dem stolzen Herzog sagen.

„Der lad' ihn auch fein höflich ein,
„Er mög' es nicht verschmähen,
„Mit mir und meinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen;
„Der sag ihm auch, man warte sein
„In Liebe und in Freude,
„Ges hmückt sei schon mein Töchterlein
„Mit ihrem Hochzeitkleide!"

So spricht der Greis, und schnell enteilt
Ein Knecht mit flücht'gen Schritten,
Den Herzog, der zu Hause weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum stolzen Mann,
Und bringt mit kühnem Munde,
Sieht dieser gleich ihn finster an,
Die aufgetragne Kunde.

„Herr Herzog, daß in stiller Nacht
„Von heut nach dreien Tagen
„Des Grafen Tochter Hochzeit macht,
„Das hab ich euch zu sagen.
„Auch ladet er durch mich Euch ein,
„Ihr möchtet nicht verschmähen,
„Mit ihm und seinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen."

Der Herzog sieht den Boten an,
Und spricht: „„Ich werde kommen!
„„Daß sie des Leids sich abgethan,
„„Mag Eurer Herrin frommen!""
Der Diener sieht den Herzog an,
Und spricht: „So ist's geschehen,
„Daß sie des Leids sich abgethan,
„Ihr werdet selbst es sehen!"

Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelscheine
Des Grafen Schloß in düstrer Pracht
Aus dunklem Eichenhaine;
Doch still ist's drinnen in dem Schloß
Mit Werken und mit Worten;

Da kömmt der Herzog, hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der Graf geht hin und läßt ihn ein,
Und heißt ihn ernst willkommen,
Daß er zu seinem Töchterlein,
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In abgemess'nem Schritte,
Die Trepp' hinauf, die Hall' entlang
Bis in des Hofes Mitte.

Doch still und stumm ist's überall
Bis in des Hofes Mitte;
Der hohen Wände Wiederhall
Verhöhnt die leisen Schritte;
Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang,
Der an die Hochzeit mahne;
Der Wind nur saus't im öden Gang,
Am Thurme knarrt die Fahne!

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
„Wie soll ich dieses deuten?
„So stumm und schweigend pflegt man nicht
„Die Hochzeit zu bereiten!“ —
Der Graf spricht: „„Herzog, laß es sein!
„„Es darf Euch nicht erschrecken:
„„Noch schläft mein süßes Töchterlein,
„„Und Niemand will es wecken!““

Und weiter gehn sie beide stumm,
Und treten in die Halle;
Da steh'n die Männer viel ringsum
In schwarzen Kleidern alle:
Sie stehen da und sprechen nicht,
Und schauen vor sich nieder;
Bleich ist und starr ihr Angesicht,
Und regungslos die Glieder.

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
„Wie soll ich dieses deuten?
„So feiert man die Hochzeit nicht
„Mit schwarzen stillen Leuten!“
Der Graf spricht: „„Herzog, laß es seyn!
„„Es sind die Hochzeitgäste,
„„So wollte sie mein Töchterlein
„„Bei ihrem Hochzeitfeste.

Und wieder wird es still im Saal,
Stumm steht die blasse Runde,
Da tönt herab mit ernstem Schall
Die mitternächt'ge Stunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgesang
Von süßen Frauenstimmen;
In Thränen muß bei diesem Klang
Wohl jedes Auge schwimmen.

Da wird dem Herzog weh und bang;
Er spricht: „Was soll dies heißen?
„Das ist kein hochzeitlicher Klang,
„Das sind des Grabes Weisen!“
Der Graf spricht: „„Herzog, laßt es seyn!
„„Gleich wird die Braut erscheinen,
„„Gar gerne hat's mein Töchterlein,
„„Wenn ihre Gäste weinen.““

Und plötzlich öffnet sich die Thür,
Und schweigend, Paar an Paare,
Tritt eine Schaar von Frau'n herfür
Mit einer schwarzen Bahre;
Drin schläft ein schwarzes Mägdelein
Mit langem, blondem Haare,
Und Fraun und Männer wechselnd streun
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog sieht's; sein Haar, es sträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angst ihn drängt und treibt,
Er steht und kann nicht weichen;
Sein Auge rollt er stier und wild
Umher im düstern Kreise,
Und vor dem bleichen Engelsbild
Erstarrt sein Blut zu Eise.

Da faßt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun, Herzog, auf zum Tanze!
„Siehst du die Braut im Brautgewand,
„In ihrem Hochzeitkranze?
„Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
„Der lust'ge Hochzeitreigen:
„Der Bräutgam wird mit meinem Kind
„In's kühle Brautbett steigen!“

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken;
Wild tanzt um ihn der Lichter Schwarm,
Und alle Wände wanken;
Er flieht hinweg mit wildem Lauf,
Es läßt ihn nirgends weilen;
Er irrt Trepp ab, er irrt Trepp auf
Umher in wildem Eilen.

Und endlich steht er auf dem Thurm
An jähen Abgrunds Rande;
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab,
Und sinkt zerschmettert nieder.

Polens Sache, deutsche Sache.

Das Lied vom Rhein — es klang so hell
Noch jüngst vom Süden bis zum Norden;
Wie ist das Weiße doch so schnell
In Deutschland wieder schwarz geworden!

Wo bleibt er heut', der Sänger Chor?
Und warum schweigt er heut' so stille?
Ach! er erschien, ach! er verlor
Sich — immer noch der Herren Wille.

Was gestern Recht war für den Rhein,
Ist's heute nicht auch Recht für Polen?
Soll Polen nicht auch Polen seyn,
Weil wir als Räuber mit gestohlen?

Ist Königswort solch Zauberwort,
Das es kann Tag in Nacht verkehren!
Sind Herz und Hirn bei uns verdorrt,
Und läßt Vernunft sich so entehren?

Vergaßet ihr das Einmaleins,
Ihr unergründlich tiefen Denker?
Ihr Zionswächter unsres Rheins,
Und jeder fremden Freiheit Henker!

O du, mein Volk, das hoffend drängt
Sich an der reichen Zukunft Schwelle,
Was auch die Sterne dir verhängt, —
Sey nicht des Czaren Spießgeselle!

Wach' auf beim Sturm, der wieder braust,
Die reife Frucht vom Baum zu schütteln,
Eh' eisige Barbarenfaust
Dich wird aus deinen Träumen rütteln.

Tritt nicht, was du bei dir gesät,
In fremdem Land mit Rosseshufen,
Nicht deine eigne Majestät
In Völkern, die um Freiheit rufen!

Du suchst ja selbst aus tiefem Grund
Der Knechtschaft dich emporzudringen —
Willst du dein Joch zur selben Stund'
Den Andern auf den Nacken schwingen?

Soll noch einmal in blindem Streit
Hinmorden unsrer Kinder Lanze
Die ewige Gerechtigkeit
Dem alten Gleichgewichts-Popanze?

Weh' über uns in solchem Krieg!
Wir wandeln keine Ruhmesbahnen.
Ich rufe: Den Empörern Sieg
Und jede Schmach auf deutsche Fahnen!

Georg Herwegh.

Buntes und Allerlei.

Krakau.

Bekanntlich gehörte Krakau ehemals zu Polen, fiel 1795 an Oesterreich, wurde 1809 dem Großherzogthum Warschau zugetheilt und endlich 1815 in Folge des Wiener Congresses zum Freistaat erhoben. Das jetzige Gebiet umfaßt eine Größe von 20¼ Quadratmeilen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 143,000 Bewohner, worunter über 15,000 Juden; hiervon kommen auf Krakau selbst 40,000 mit Inbegriff von 12,000 Juden. Ein Senat mit 1 Präsidenten und 8 Senatoren übt die vollziehende Gewalt aus, während die Gesetzgebung, wenn auch in bedingter Form, den Volksrepräsen-

tanten zusteht. Das Militair beträgt mit Einschluß der Gendarmen und Polizeisoldaten circa 500 Mann, die fast ausschließlich aus österreichischen Söldnern bestehen. Die herrschende Sprache ist die polnische und der reisende Deutsche würde selbst in der Hauptstadt häufig in Verlegenheit kommen, wenn die Juden nicht durchgängig der deutschen Sprache mächtig und als Dolmetscher zu gebrauchen wären. Der Bildungsgrad des Bauernstandes ist ein äußerst geringer; selten kann ein Bauer lesen oder schreiben, ihre Wohnungen haben ein schmutziges, erbärmliches Aussehen und bilden gegen die Bauernhäuser der benachbarten preußischen Provinz einen großen Contrast. Die Kleidung dieser Landleute besteht in der Regel nur aus Beinkleidern und einem darüber fallenden Hemde, das durch einen ledernen Gürtel oder Paß von Zeug zusammengehalten wird; die Kinder laufen gewöhnlich im Hemde umher. Alle Landleute tragen Schnurbärte und haben ein männliches, kräftiges Ansehen. Die katholischen Geistlichen üben auf diese Classe der Bewohner einen ganz unbeschränkten Einfluß aus.

Im Krakauer Gebiete findet man die polnische Nationalität fast noch ganz rein erhalten; bei dem Adel, namentlich dem Landadel, offenbart sich überall der Hang zu üppigem Leben und Prachtliebe. Hier sieht man noch sehr häufig vierspännige Karossen, deren Führer große mit Gold und Silber reich gestickte Kragen (nach Art von kurzen Mänteln) tragen; sowie man auch auf den Promenaden von Krakau eine große Eleganz wahrnimmt. Die Hauptstadt Krakau, in einer Ebene an der Weichsel gelegen, die hier zwar sehr breit, jedoch nur für kleine Kähne schiffbar ist, bietet nicht das Bild einer uralten Stadt. Krakau besteht seit länger als 1000 Jahren und würde in seiner Bauart jedenfalls mehr Alterthümliches und Originelles haben, wenn die Stadt nicht zu verschiedenen Zeiten durch die Tataren (1244, 1260—1231), durch die Schweden 1702 fast ganz und endlich zu verschiedenen Malen durch russische Belagerung theilweise zerstört worden wäre. Dennoch enthält die möglichst regelmäßig gebaute alte Residenz und Krönungsstadt der polnischen Könige einzelne alte Prachtbauten, wozu wir namentlich auch die St.-Marien und St.-Peterskirche zählen. Diese sowie die Schloßkirche sind im Innern theilweise mit rothem und schwarzem Marmor bekleidet und enthalten außerordentlich viele beachtenswerthe Denkmäler und Verzierungen von Marmor, der aus nahe gelegenen [auch jetzt Krakau gehörigen] Marmorbrüchen entnommen ist.

Die Domkirche enthält die Särge der meisten verstorbenen polnischen Könige, darunter auch einige silberne, sowie die Grabmäler von Poniatowski und Kosziuszko; in ihr sind die ehemaligen polnischen Reichskleinodien niedergelegt, man zeigt darin auch den großen prächtigen Teppich, der bei den Krönungen im Gebrauch war, den Krönungssessel ꝛc.

Da wir Kosziuszko's erwähnten, müssen wir bemerken, daß ihm zu Ehren in der Nähe von Krakau ein 120—140 Fuß hoher kegelförmiger Berg (Kosziuszkohügel), von dem man die herrlichste Aussicht auf die Weichsel und die Karpathenvorhügel genießt, aufgeschüttet ist, an dessen Fuße sich eine Kapelle befindet. Das königliche Schloß, auf einem Felsen an der Weichsel gelegen und *ehemals* auch nach der *Stadtseite* von einem Weichselarme, der später abgeleitet worden ist, umzogen, war früher sehr stark befestigt und eben so prächtig als umfangreich. Jetzt ist es, da die großen Fenster behufs der Einrichtung zu Kasernen in kleine verwandelt sind und das Schloß überhaupt sehr vernachlässigt wird, nur noch eine imposante kolossale Masse, die langsam ihrem Verfall entgegengeht. Leider zeigt Krakau überall den Verfall früherer Größe. Manche Kirchen stehen als halbe Trümmer da, ehemalige große Paläste sind jetzt nur noch als Ruinen zu betrachten. Die Stadt ist nicht belebt. Die Kasimirsstadt auf einer Weichselinsel, die vom König Kasimir gegründet wurde, wird fast ausschließlich von Juden bewohnt, denen das Wohnen in andern Stadttheilen nicht gestattet ist. Die Wohnungen sind in Krakau ungemein billig, da die Bevölkerung mit der Ausdehnung der Stadt in keinem Verhältnisse steht; man miethet ganze Wohnungen in den Hauptstraßen für 60—80 Thlr. Verhältnißmäßig eben so billig sind die Lebensmittel; Fleisch, Gemüse ꝛc. ist, wenn wir eine Vergleichung mit Bres-

lau anstellen, dort halb so billig. Fast in demselben Verhältnisse stehen die Preise der Colonialwaaren, da diese steuerfrei eingehen. Die Gasthäuser sind dort noch sehr zurück. In keiner katholischen Stadt nehmen wir wahr, daß Geistliche so frei und ungenirt leben. Daß dieselben bei solcher Lebensweise nicht durchgängig besondere Achtung genießen, ist leicht erklärlich. Die Zahl der Geistlichen ist sehr groß. Es sind in Krakau 38 Kirchen (früher hatte es fast die doppelte Zahl) und etwa 20 Mönch- und Nonnenklöster. Letztere sind größtentheils sehr reich dotirt, denn früher fiel von jeder Nachlassenschaft ein nicht unerheblicher Theil den Klöstern und Kirchen zu.

Obgleich Krakau einen nicht unbeträchtlichen Handel treibt, so war doch namentlich in den letzten Jahren ein Stocken in allen commerciellen Verhältnissen wahrnehmbar, das wohl in der Grenzsperre, die auf allen Seiten gehandhabt wird, seinen Grund finden dürfte. Der Wucher ist dort einheimisch; 12 Procent sind aber in Krakau noch gesetzlich. Die Universität ist nur sehr wenig besucht. Wenig Geschmack verrathen die dortigen Neubauten; auch bei dem neuen Schauspielhause ist dieß der Fall, das sowohl seinem Baustyl als der innern Einrichtung nach bedeutende Mängel bietet. Uebrigens herrscht in Krakau große Demoralisation. Die Bäder sind zugleich Orte, wo der venus vulgivaga ganz ungenirt geopfert wird. Krakau ist zwar mit Mauern umgeben, die indessen im Fall einer Belagerung keinen Widerstand zu leisten vermögen.

Der Narr früherer Zeiten.

Es war eine Zeit, in welcher ein Hof nicht wohl ohne einen privilegirten Narren sein, ohne welchen nicht leicht ein öffentliches Fest gehörig gefeiert werden konnte. Diese damals unentbehrlichen Menschen standen in Besoldungen, wurden gebrödete Narren genannt, trugen eigene, ausgezeichnete Kleider, und hatten das Privilegium, die Wahrheit ohne alle Furcht ihrem eigenen Fürsten und allen Menschen sagen zu dürfen. „Der Narr hat's gesagt;" entschuldigte Alles. Die Regenten bekamen die Wahrheit zu hören, und die Diener des Fürsten mußten des Narren Bemerkungen fürchten, die er öffentlich über ihre Sitten, Handlungen, Laster machte, und die nicht selten ihren Planen gefährlich wurden. Der Narren Privilegium wurde so allgemein hochgeachtet, daß der weltkluge Prediger großer Herren, Dr. Schupp ausrief: „Ich begehre nicht die Beredsamkeit eines Cicero, Demosthenes etc., sondern nur allein die Privilegien eines Narren. Wär' mir solches vergönnt, ich wollte sagen, was manches Fürsten Rath nicht sagen mag, oder sagen will, was der Hofpreder zu sagen sich nicht getraut, und der Unterthan wohl fühlt, aber nicht versteht. etc."

Freimüthige Zeiten privilegirten auch freimüthige Aeußerungen, und es war sehr gut, daß, so zu sagen, eine Person gewählt war, die es cum privilegio thun konnte, durfte und mußte. Der Würtembergische Kanzler Dr. Lamprechter, der nachher Kaiser Karls 5. Rath wurde, sagte: „Ein jeder Fürst muß zwei Narren haben, einen, den er verirt, den andern, der ihn verirt."

Die Geschichte hat viele Beispiele aufbewahrt, wie hoch und zu rechter Zeit der Rath eines solchen Narren geachtet wurde, wie wohl auch das Gegentheil, und wie oft man sagen mußte: „Der Narr hatte Recht."

Die meisten dieser Narren hatten große Anhänglichkeit an ihre Herren und ihr Haus, und nahmen sich, was demselben begegnete, mit rechter Herzlichkeit an. Was wagte Kun von der Rosen, der den Degen so gut zu führen wußte, als er seine Zunge zu leiten verstand, der eben so tapfer als witzig und herzlich war, der Narr Kaiser Maximilians I., nicht so oft für seinen Herrn, zumal als derselbe von den Brüggern gefangen genommen wurde! Wie mit so gutem Rathe stand Tribelet, der Narr Königs Franz I. in Frankreich, ihm bei! Wie benahm sich Thevenin gegen seinen Herrn König Karl V., der seine Treue erkennend, als er starb, ihn feierlich begraben, und ihm ein Grabmal in der St. Moritzkirche zu Senlis errichten ließ!

In Frankreich starben die besoldeten Hofnarren mit dem witzigen Angely unter Ludwigs XIV. despotischer Regierung ab. In Deutschland haben sie sich, besonders an den Dresde-

ner und Berliner Höfen,] bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Zwar trugen diese neueren Hofnarren nicht mehr die ehemalige Tracht ihrer Ahnherren, aber sie mußten sich doch sonderbar genug in ihren Kleidern auszeichnen. Am längsten aber wohl haben sich Lustigmacher dieser Art in Spanien gehalten, wo Dalrymple noch im Jahre 1775 einen besoldeten Hofnarren des Herzogs Alba sah, der lächerliche Orden trug, und von welchem sein Herr so viel Witz forderte, daß er beständig darnach auf der Jagd sein mußte.

Nun aber auch die Spaßmacher der Vorzeit zurück zu kommen, so trugen alle Narren und Närrinnen,*] die in Diensten bei Fürsten, Päpsten, Bischöfen, Grafen, Aebten, Edelleuten ꝛc. standen, und in ihrem Solde und Brote waren, ihre eigenen Narrenkleidungen.

Auf glatt geschorenen Köpfen saß die Narrenkappe, welche an das Kleid hinten befestigt war, daß die Spaßmacher dieselbe vom Kopfe abwerfen konnten, ohne sie zu verlieren, so, wie die Mönche ihre Kapuzen. An beiden Seiten dieser Kappe standen zwei lange, oben mit Schellen besetzte Eselsohren und in der Mitte erhob sich der rothe Hahnenkamm. Das Oberkleid endigte sich in mit Schellen besetzten Zipfeln, welche auch an den Krausen, Aermeln, Gürteln befestigt waren, und zu Knöpfen des Wamses dienten; je größer, je besser. Daher das Sprichwort: Je größer der Narr, je größer die Schelle. In der Tasche trugen sie die Werkzeuge ihrer Späße und Spiele, [denn mehrere waren auch zum Vergnügen des Hofes Taschenspieler,] und das Wappen ihrer Herren, gewöhnlich auf dem Aermel, wo auch die Hofdiener die Wahlsprüche ihrer Fürsten auf ihren Hoflivreen zu tragen pflegten. So ausgeschmückt, trugen diese Lustigmacher noch auf selbstbeliebige Art ihren gebietenden Stab, die Narrenkolbe. Diese war entweder ein Rohrkolben, wie er in den Sümpfen wächst, oder ein zierlicher Stab, oben mit einem bekappten, bohrten, beschellten Narrenkopfe geziert; wohl auch ein kleiner Narr in halber Gestalt, ohne Füße, auf einem Stecke. Daraus wurde die Pritsche, oft von gespaltenem Holze, oft auch von Leder, mit Wolle ausgestopft.

Bei der Tafel standen die Hofnarren hinter ihrem Herrn und erhielten für ihre Späße zuweilen einen Becher mit Wein, oder einen fetten Bissen über die Achsel gereicht. Sie befanden sich bei allen Hofstellen, mitten unter den Anwesenden und kurzweilten unter der Versammlung herum. Bei den Turnieren durften sie nicht fehlen.

Ein gewisser reicher Augsburger, Narr Walther, der nur gar zu gern seinen Reichthum bei öffentlichen Festen zeigte, hatte in einem Turniere (1480) fünfzehn Narren in einerlei Livree gekleidet, um sich. Einer derselben war sein Wappener, [Rüstmeister,] und saß, wie der seines Gegners zu Pferde; beide ließen sich während des Kampfes auf Sackpfeifen hören. Unter den übrigen Narren waren zwei, welche wieder kleine Narren trugen, Kinder der angesehendsten Eltern, reitend auf ihren Nacken und mit denen sie possirliche Sprünge machten.

Ferner durften die Narren nicht fehlen bei Schönbartlaufen, Schifferstechen, Feuerwerken, Vogel- und Scheibenschießen. Aus diesen entstanden nachher die sogenannten Pritschenmeister, von denen die meisten verdorbene Studenten, Halbgelehrte, oder doch sonst [wie die Grußsprecher und Hochzeitbitter] raffinirte Menschen waren. Damit ging aber schon die glänzende Epoche der Hofnarren zu Ende.— Die Volksnarren wurden gemeine Eulenspiegel, und nicht selten war Verrücktheit ihr Verdienst. Die wahren Hofnarren aber waren ganz andere Leute. Nicht selten gingen sie mit ihren Fürsten in die geheimen Rathssitzungen, wurden wohl oft gefragt, oder gaben auch ungefragt ihre Meinung, standen mit in den fürstlichen Kirchenstühlen, und verließen ihre Herren auf keiner Reise, auf keinem Feldzuge. Sie wurden im Leben und im Tode geehrt. In einer Leichenpredigt, welche der Hofprediger Philipp Cradelus dem Hofnarren des Herzogs von Stettin hielt, nennt er ihn einen Naturphilosophen, sagt viel Gutes von ihm,

*) Eine solche Hofnärrin war unter König Heinrich IV. in Frankreich eine gewisse Mathurine, von der man viele Späße erzählt. Katarin-Lise hieß die Hofnärrin der Herzogin von S. Weißenfels im J. 1722. Am Hofe zu Altenburg lebte eine Hofnärrin, und selbst die Kaiserin Katharina II. von Rußland hatte zwei namhafte Hoffnärrinen.

und setzt ihm ein, in seiner Art sehr feines Epithaphium.

Die Narren waren die aufrichtigsten und besten Freunde ihrer Fürsten, sie zeigten ihnen sich und Andere, wie sie waren, bemäntelten keine schlimme, verdeckten keine gute Sache, gaben Rath, verscheuchten die Grillen und halfen ihnen die Bürde des Lebens tragen; daher wußten die Herren auch, was sie an diesen treuen Dienern hatten, und ehrten ihr Gedächtniß.

Es wird erzählt, der berühmte Sächsische Hofnarr Claus sei in der Erbtheilung von den erbenden Fürsten, weil jeder ihn gern haben wollte, für 80,000 Rthlr. angeschlagen worden. Es hieß aber auch von ihm: „die Hochweisesten und Verständigsten könnten bei ihm in die Schule geführt werden.“

Jetzt wollen wir nur noch einige Sprichwörter in Erinnerung bringen, welche der Mund der Narren-Mitwelt aussprach, und welche die Nachwelt aufbewahrte und immer fort noch nachspricht, da die öffentlichen so genannten, sich selbst so nennenden Narren verschwunden sind, um — Klügeren Platz zu machen!

1) Narren sind der Fürsten Prediger; 2) Kinder und Narren reden die Wahrheit; 3) Glück und Weiber sind den Narren hold; 4) das Lob ist der Narren Probe; 5) wer Jedermanns Freund sein will, muß Jedermanns Narr sein; 6) Narren haben gut Glück.

Gesammelte Bruchstücke.

Wer mit seinem eigenen Herzen nicht im Reinen ist, kann unmöglich auf Andere edel und ewig wirken. Und wie darf ich's wagen, ohne Menschenkenntniß Menschen bilden zu wollen? Wie kann ich Tugend befördern, wenn ich selbst nicht unerschütterlich an Tugend glaube? Wie kann mir der Mensch ehrwürdig sein, wenn ich es mir selbst nicht bin? Wie darf ich Rechtschaffenheit predigen, wenn mich nicht ihre sanfte Flamme allmählig durchdringt? Wie darf ich über Tyrannen donnern, wenn ich selbst ein Sclave niedrigen Leidenschaften bin? Wie darf ich kühn und froh zu Gott aufblicken, wenn Laster in meinem Herzen wühlen? Wie darf ich stolz sein auf Unsterblichkeit, wenn ich mich in jeder Niederträchtigkeit herumwälze?

Die Erziehung der Alten war der unsrigen sehr entgegengesetzt. Bei ihnen in ihren besten Zeiten wurden nur heroische Tugenden geschätzt; diejenigen nämlich, welche die menschliche Würdigkeit erheben, da andere hingegen, durch welche unsere Begriffe sinken und sich erniedrigen, nicht gelehrt noch gesucht, viel weniger auf öffentlichen Denkmalen vorgestellt wurden. Jene Erziehung war bedacht, das Herz und den Geist empfänglich zu machen für die wahre Ehre; die Jugend zu einer männlichen großmüthigen Tugend zu gewöhnen, welche alle kleine Absichten, ja das Leben selbst verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkungsart nicht genäß ausfiel. Bei uns wird die edle Ehrbegierde erstickt und der dumme Stolz genährt.

Die christliche Erziehung ist, überhaupt betrachtet, der Inbegriff aller der Anstalten, durch welche man die in der menschlichen Natur liegenden Kräfte und Fähigkeiten bei Kindern zu erwecken, zu üben, und in diejenige Uebereinstimmung zu bringen sucht, welche sie haben müssen, wenn der Mensch so vollkommen werden soll, als er es nach den Vorschriften der Lehre Jesu werden muß. Nun soll aber das Christenthum den ganzen Menschen verbessern, und ihn in allen seinen Verhältnissen zur größten Brauchbarkeit und Reife führen, die er erreichen kann. Bei einer christlichen Erziehung muß also auf alle diese Fähigkeiten und Verhältnisse Rücksicht genommen werden, und daher wird man sie, wenn sie Alles gehörig umfassen soll, in die körperliche, geistige, bürgerliche, und religiöse eintheilen können.

Nichts bewahrt mehr vor den Verirrungen des religiösen Glaubens, als der kindliche religöse Geist, der von dem religiösen Wissen und Meinen so ganz verschieden ist. Ein tiefes Gefühl unserer Endlichkeit und Beschränktheit auf der einen, ein eben so tiefes Bewußtsein des Adels, der Würde, und der Kraft, die in dem Göttlichen unserer Natur liegt, auf der andern Seite; eine vertrauende Hingebung, wo Gehorsam und Unterwerfung Pflicht ist; eine männliche Stärke, wo es auf's Unternehmen und Vollbringen des Rechtes ankommt; ein

reines Interesse an allem Wahren und Guten weil es aus der Quelle aller Wahrheit und Güte fließt; ein Herz von unendlicher Liebe gegen alle Wesen, die der Liebe empfänglich oder bedürftig sind; ein unerschütterliches Vertrauen auf den Allmächtigen: — seht da die Elemente dieses frommen Sinnes, die ihr überall wiederfindet, wo und in welcher Gestalt er sich offenbart, in welcher Sprache er sich ausspricht.

———

Wer nicht schon vom bloßen Zusehen gehen lernt, muß es in einem Gängelwagen oder am Führbande lernen; wer blind ist, muß geführt werden; wer nicht denken kann, soll andern glauben; wer selbst kein Urtheil hat, mag, wenn er nicht schweigen kann, verständigen Männern nachsprechen. So will es die Natur, und so ist's recht. Aus einem Stück Sandstein, Marmor oder Lindenholz kann freilich ein Alkmenes nach Gefallen einen Achill oder Tersites herausmeißeln oder schnitzeln, aber aus einem Sohne Lamprok es konnte Sokrates selbst keinen Xenophon, so wie aus seinem geliebten Alcibiades keinen Perikles bilden.

———

Vorurtheile sind moralische Gängelbänder, die man Kindern nicht abnehmen darf, bevor sie nicht allein zu gehen gelernt haben. Es giebt ehrwürdige Schwachheiten, ehrwürdige Vorurtheile, ja selbst ehrwürdige Mißbräuche, die Schonung verdienen u. die es gefährlich ist anzugreifen. — Und nicht selten sind mit Thorheiten Tugenden verwebt, die, obgleich das ihnen beigemischte Thörichte darum nicht thöricht zu sein aufhört, dem Guten dergestalt förderlich sind, daß die Liebe die Augen niederschlägt und der Thorheit nachbarlich die Hand reicht.

———

Die Wahrheit ist kein nahes Ziel, das man erreichen soll, um dann ewig dabei auszuruhen. Sie ist für Menschen nichts, als vollkommnere Erkenntnisse. Sobald sich das Bedürfniß des Wissens in unsrer Seele fühlen läßt, sobald wir die Sehnsucht in uns wahrnehmen, von den unzählbaren Problemen, die uns die Natur bei jedem Anblick vorlegt, das aufzulösen, was uns am nächsten liegt, so spornt die Unruhe unsers Geistes alle Kräfte der Seele an, uns durch die Schwierigkeiten der Untersuchung durchzuarbeiten, in der Hoffnung, jenseits dieser Dunkelheiten das volle Licht und unaufhörliche Ruhe zu finden. Vergebliche Hoffnung! Neue Zweifel verwirren uns, neue Aufgaben reizen unsern immer regen Trieb nach Wissen. Und so werden wir von einem Ziele zum andern gelockt; mit stets neuer Sehnsucht, die nie ganz betrogen und nie ganz befriediget wird, bis wir uns unvermuthet am Ende unsers Lebens, nicht aber unsrer Untersuchung befinden. Das ist das allgemeine Schicksal aller Wahrheitsforscher.

———

Mühe und Lohn.

A. Hat denn der mühselige Pfad nicht bald ein Ende? Welch häßliches Gestrüpp! Wahrhaftig, ich sch machte nach den labenden Kühlungen des Thals!

B. Bald sind wir da; — denk' ich. Weide dich indeß an der Hoffnung. Schon wird die Aussicht freier! Bald — — Ach, was seh' ich: — dort das lachende Thal, hier erst der hindernde Bach!

A. Rückwärts Erdenleben, vorwärts jene Welt, und — ach! hier dazwischen das Grab.

B. Nun, was ist's denn auch? Wir werfen das Kleid, das uns hindert, von uns; — einen raschen Sprung hinein, — bald sind wir durch, — und drüben ist Erquickung.

———

Des Lebens Becher zu genießen,
In welchen Wohl und Wehe fließen,
Das ist des Weisen Wissenschaft.

———

Räthsel.

Im Kloster zu Stilleben waren alle Nonnen gerade im Refectorium versammelt, als draußen an der Pforte ein Ritter vom Pferd stieg, unaufhaltsam hereindrang in die Versammlung und im Angesicht derselben die Aebtissin umarmte, die mit freudigem Willkomm ihm entgegenging. Als die Nonnen über dies Benehmen in tadelnde Bemerkungen ausbrachen, erklärte die Aebtissin: „Sollt' ich den nicht küssen, dessen Mutter meiner Mutter einzige Tochter ist?" — Wie war der Ritter mit der Aebtissin verwandt?

———

☞ Auflösung des Räthsels im dritten Hefte: Die Zerstreute.